

Schulze-Lehmanns Kriegsplaudereien

Dem Andenken ihres Mitarbeiters
des Oberarztes
Dr. Albert Bauer
gewidmet
von der Schlesischen Zeitung

2. Auflage



— 1916 —

Verlag von Wilh. Gottl. Korn in Breslau

KSIEGARNIA

ANTYKWARIAT



50,-

033098 F

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

Schulze-Lehmanns
Kriegsplaudereien



Dr. Maier

Gefallen am 25. September 1915.

Schulze-Lehmanns Kriegsplaudereien

Dem Andenken ihres Mitarbeiters
des Oberarztes
Dr. Albert Bauer
gewidmet
von der Schlesischen Zeitung

2. Auflage



1916

Verlag von Wilh. Gottl. Korn in Breslau



49005

355 : 92

ZBIORY SLASHIE

Alc 12 vol 5A 94 5

Inhalt

	Seite
Geleitwort	7
Kriegsbilder	15
Ein stiller Abend im Kriege	22
Warum das lustige Kriegsfeuilleton ungeschrieben blieb	33
Voilà les Bombes	43
Französisch: wenig genügend	54
Zehn Tage Heimatsurlaub	67
Gedichte:	
So heilig stille war's	77
Den 63ern	80
Volk, du bist gut	85
Baners Tod. Brief des Assistenzarztes Dr. Eckert. .	86

Geleitwort

Unter den vielen Feldzugsteilnehmern aus Breslau und Schlesien, die bisher in der Schlesischen Zeitung von ihren Kriegseindrücken und =Er=lebnissen erzählten, hat einer in besonderer Weise die Leser zu fesseln verstanden: der Mitarbeiter Schulze=Lehmann, dessen Berichte aus dem Felde bald nach Kriegsbeginn zu erscheinen begannen. Hier war einer, der ganz anders schrieb als die meisten übrigen, einer, der nicht nur von Gemetzel, Schlachtgetöse, Heldentaten und Müh=seligkeiten sprach, sondern einer, der dem Krieg sozusagen auch eine menschliche Seite abzugewinnen wußte, der sich mitten im furchtbarsten Ringen einen goldenen Humor und ein warmes Herz bewahrt hatte. Aus Schulze=Lehmans Kriegsschilderungen klang es oft, als wollte er den in der Heimat Zurückgebliebenen tröstend zurufen: Auch hier draußen im Feld kann man Mensch sein, kann man

noch an manch Menschlichem sich freuen! Dabei hatte er einen Ton, der wirklich zu Herzen ging. Als er einmal davon plauderte, wie er in einem französischen Schlosse eines Tages ein Liebesgabenpaket erhalten und ausgepackt hatte und die kindische Freude schilderte, mit der alles ihn erfüllte, was rührende Liebe aus der Heimat gesandt hatte, da war die Folge, daß er später von schlesischen Lesern viele Päckchen mit Liebesgaben erhielt, darunter auch von ganz einfachen Menschen, die eigentlich nichts zu verschenken hatten.

Am 30. September dieses Jahres erfuhren die Leser der Schlesischen Zeitung, daß Schulze-Lehmann am 26. des gleichen Monats in den erbitterten Kämpfen jener Tage auf dem westlichen Kriegsschauplatz gefallen war. Und jetzt wurde auch bekannt, wer sich hinter dem Decknamen Schulze-Lehmann verborgen hatte: der Oberarzt der Reserve Dr. Albert Bauer.

Trotz seiner verhältnismäßig jungen Jahre hatte der am 7. Juli 1879 in Breslau als Sohn des Fabrikbesizers Otto Bauer geborene Arzt sich unter den Sachgenossen seiner Heimatstadt bereits einen Namen gemacht. Der Oberarzt der Kgl. chirurgischen Klinik in Breslau, Professor Dr. Coenen schrieb darüber am 15. Oktober in der Schlesischen Zeitung:

„Der am 26. September 1915 in Frankreich gefallene Oberarzt der Reserve Dr. Albert Bauer gehörte der chirurgischen Klinik in Breslau seit 1908 an und wurde von hier aus in medizinischen und technischen Kreisen bekannt durch seine originellen Ideen. Seiner Zeit begrüßte es die Schlesische Gesellschaft für vaterländische Kultur mit großem Enthusiasmus, als Bauer durch eine besonders imprägnierte, später patentierte Binde den menschlichen Körper im Röntgenlicht aufleuchten ließ, so daß man die inneren Organe und das Knochengesüge direkt sehen konnte und ein Knochenbruch weithin sichtbar war. Er konstruierte ferner einen einfachen, aber sinnreichen Bügel, der mit großer Kraft, aber schonend am Oberschenkel angelegt, eine genaue Einrichtung der beim Bruch auseinandergewichenen Knochenenden und die sofortige Vergipsung ermöglichte. Jetzt im Kriege wurde dieser Bügel viel angewandt. Seine auf anatomischen Untersuchungen basierende unblutige Methode der Behandlung des Darmvorfalles erwarb sich viele Freunde. Auf rein wissenschaftlichem Gebiete war er tätig durch seine monographische Bearbeitung des Schiefhalses in den „Ergebnissen der Chirurgie und Orthopädie“, durch die Veröffentlichung einer seltenen Wundergeschwulst (Te-

ratom) der Zwerchfellgegend und durch seine auf Veranlassung von seinem Chef, Geh. Rat Küttner, mit Dr. S. Weil gemeinsam gemachten Tierversuche, die die Einheilung von keimfreien toten Knochen im Organismus einwandsfrei dartaten und damit eine wissenschaftliche Stütze wurden für die in der Breslauer Klinik geübte Knochenüberpflanzung aus der Leiche. — Bauer hatte einen unwiderstehlichen Drang zum Volke. Gleich in den ersten Kriegstagen pries er im Felde das deutsche Volk in seinem mehrfach bekanntgewordenen Gedicht: „Volk, du bist gut!“ Sein warmes, weicherziges Gemüt war beseelt von dem brennenden Verlangen, jedem zu helfen, wo er konnte. Er wurde niemals vergebens angegangen. Mit allem ärztlichen Pflichteifer verband er eine nie versiegende humorvolle Ader, die seine Kameraden über manche kummervolle Stunde des Krieges hinwegführte und den Lesern der Schlesischen Zeitung, denen er sich als „Schulze-Lehmann“ vorstellte, in guter Erinnerung bleiben wird. Als gute Kameraden haben wir über ein halbes Jahr Seite an Seite auf den Verbandsplätzen gearbeitet. Wenn uns die Arme erschlafften, so sah man Bauer immer noch über die Verwundeten gebeugt; er war der erste und der letzte auf dem Platz; der niedrigste

Krankendienst war ihm recht, wenn er nur helfen konnte. — Einem guten Arzt und Menschen zerstörte das unerbittliche Geschick die Lebensbahn, gerade im Aufstiege, als er bauend auf seine praktisch-technische Begabung im Begriff stand, an die neue orthopädische Klinik in Frankfurt a. M. übersiedeln, wohin ihn Professor Ludloff als Oberarzt gerufen hatte! In der Breslauer Klinik wird die Erinnerung an den treuen, stets hilfsbereiten, humorvollen Assistenten und den guten, jungen Mann, der für sein Vaterland starb, noch lange lebendig bleiben!"

Wie sehr Dr. Albert Bauer aber auch als Soldat sich die Anerkennung und Wertschätzung seiner Vorgesetzten und Kameraden erwarb, das zeigt der folgende Brief seines Regimentskommandeurs Major von Weller an seine Angehörigen:

Abschrift.

2. 10. 15.

Sehr geehrte gnädige Frau!

Schweres und hartes Opfer verlangt Gott von Ihnen und schwach sind unsere Menschenworte, um Ihnen Trost zu spenden bei dem Weh und dem Schmerz, der Ihr Mutterherz durchzuden mag; aber Er, der Herr, hilft Ihnen sicher, indem er Ihnen sagt, daß einen schöneren Tod, als Ihr

Sohn, selten ein Arzt finden kann. Mitten in seinem edlen, heilbringenden Beruf, unerschrocken und todesmutig seinen Kameraden zu Hilfe eilend, nicht achtend, nein spottend dem mörderischen Kugelregen hat er dahinsinken müssen.

Kurz und schmerzlos ist sein Ende gewesen, und er ruht nun in einem herrlichen Park inmitten der Kameraden, denen er geholfen mit seiner ärztlichen Kunst und geholfen in den Ruhestunden durch sein köstliches, frisches, heiteres Wesen, durch seinen Humor und seine edle Dichtergabe.

Er ist dem Regiment viel gewesen, mehr als andere. Seine begeisterten Worte haben gerühmt und gesungen von den Heldentaten der Kameraden, von den schweren und heiteren Stunden des Infanterie-Regiments 63. So wird er ein bleibendes Andenken bei uns haben; unauslöschlich ist sein Name mit der Regimentsgeschichte verbunden.

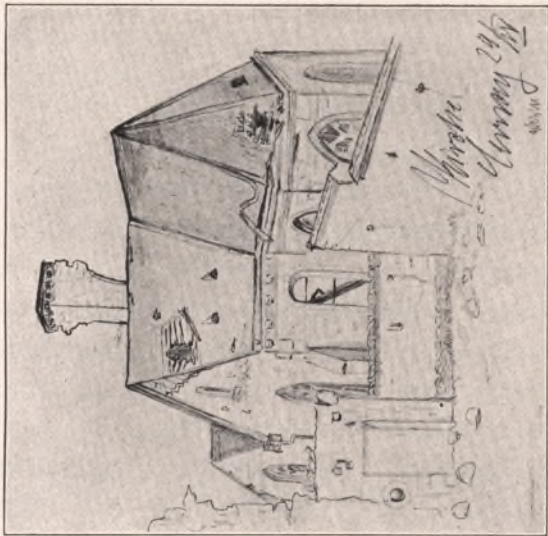
Ich bitte, in späterer Zeit mit Ihnen in Verbindung treten zu dürfen, um all das, was er für das Regiment geschrieben und gedichtet hat, sammeln zu dürfen als einen Heldengesang für unsere Entschlafenen, als eine Aufmunterung für unsere Nachkommen beim Regiment.

Ihren Mutterschmerz empfinden wir mit, aber glauben Sie mir, auch wir haben einen besonders

harten Verlust durch den Heldentod Ihres Sohnes
erlitten.

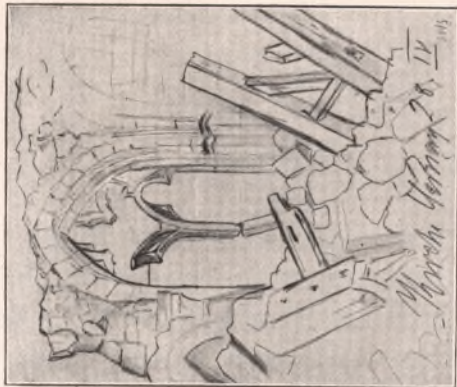
Ihr
sehr ergebener
v. Weller,
Major und Regiments-Komm. J.-R. 63.

In den folgenden Seiten kommt der Schrift-
steller, ja, man kann sagen, der Dichter Albert
Bauer zu Worte, wobei die beigegebenen Skizzen
auch von seinen künstlerischen Anlagen Zeugnis
geben. Den Angehörigen, Freunden, Sach-
genossen und Kameraden „Schulze-Lehmanns“ wird
das Buch eine liebe Erinnerung an einen Mann
sein, dessen früher Tod zweifellos sowohl für die
Wissenschaft wie für die Literatur einen Verlust
bedeutet.



„Durch das Fenster, von dem aus ich vormittags die Kirche zeichnete, ging am Nachmittage eine Granate in den schon vorher stark mitgenommenen Raum, in dem ich saß; es war ein Blindgänger.“

(Nach Handzeichnungen Dr. Bauers.)



„Am 28. IV. vormittags habe ich dies Fenster gezeichnet; nachmittags war's nicht mehr da. Eine pietätlose Granate hat auch diese letzte Schönheit geholt. 48 solcher Dinger schlugen an diesem Tage in unser Dorf.“

Kriegsbilder

Bei Rossignol war es. Wir ritten nach dem Dorfe. Hin und wieder fällt noch ein Schuß aus den Häusern, unsere Soldaten schleppen die Schuldigen heraus. Sekunden später, und das Haus steht in Flammen. Da im nahen Walde liegen Haufen, es ist wörtlich zu nehmen, Haufen von Menschenleibern gefallener französischer Soldaten, oft in bizarrster Stellung, so wie der rasche Tod aus deutschen Büchsen sie traf. Überall tote Pferde, umgeworfene Wagen, Karren, Geschütze, Sättel, Tornister, Uniformstücke, Munition, Waffen bunt durcheinander, am Dorfsausgang ein französisches Geschütz mit Proße, das von einer Granate getroffen ist; von den sechs Pferden sind fünf getötet, nur eins kämpft noch verzweifelt im Geschirr und sucht sich loszureißen. Nicht weit davon ein schöner Araberhengst, der reiterlos auf seiner Flucht aus dem Granatenhagel in einem hohen Stacheldrahtzaun hängen blieb, den er nun im letzten Todeskampfe

zu durchbrechen sucht. Da und dort liegen noch schwerverwundete Franzosen, deren stummer Blick uns um Hilfe bittet. Auf den menschenleeren Dorfstraßen, in denen herrenlose Kinder brüllend umherlaufen, zwischen toten Pferden und menschlichen Leichnamen ein Chaos von Hausrat: der Kinderwagen, das Plättbrett, die Nähmaschine, Küchenabfälle und der blaue Sonntagsstaat auf einem Haufen, ganz oben der Vogelkäfig mit seinem verlassenen kleinen gelben Sänger.

Da bringen die Krankenträger wieder einen heran. Ein Einjähriger ist es, ein früherer Bekannter von mir. Es steht recht böse um ihn: ein Schuß ist durch den Leib, ein anderer durch den Kopf gegangen. Wir haben ihn eben verbunden, und nun schreibt er seiner Mutter eine Karte, um ihr mitzuteilen, daß er verwundet sei. Es wäre nicht so schlimm, schreibt er. „Ja, es ist nicht so schlimm, nein, nicht so schlimm,“ sage ich auch und muß mich wegrehen von ihm. Du lieber, guter, prächtiger Junge, ich sehe deine Mutter vor mir, wie sie dich vor dem Ausrücken immer und immer wieder ermahnt, recht vorsichtig zu sein, dich vor Erkältung zu hüten, ja die Strümpfe fleißig zu wechseln, damit die Füße nicht kalt bleiben. Heute, wo ich das schreibe, braucht mein lieber, guter Kamerad

keine Erkältung mehr zu fürchten, denn dicke, große Erdschollen haben ihn ganz fest zugedeckt.

Es war wieder wo anders, da wird ein ganz junger Leutnant in die kleine freundliche Dorffirche getragen, die uns heute als Verbandsplatz dient. Vor sechs Wochen hat er geheiratet, wie sie mir erzählen. Heute liegt er vor mir, beide Beine von einer Granate schwer, sehr schwer verletzt. Er drückt mir so herzlich die Hand, nachdem ich ihn verbunden; sprechen kann er nicht mehr, er hat zu viel Blut verloren. Auch ich kann nichts Rechtes sagen, nur dummes Zeug zum Trost, weil ich nichts mehr zu sagen weiß — und einige Minuten später, und er bedarf auch dieses Trostes nicht mehr.

Ach, die vielen jungen Leutnants, man kann ihnen jetzt so herzlich gut werden bei all ihrem forschen Draufgängertum, ihrem prachtvollen Heldenmut, der ihre Augen leuchten macht, wenn sie von frischer Waffentat erzählen.

Da saß ich vor Wochen mit mehreren in einem hübschen, stillen Dorfe in Luxemburg abends beim Wein zusammen. Wir schwärmten alle in Weinlaune und schmiedeten Pläne für den Einzug in Paris. „Donnerwetter, da werden wir einen Betrieb eröffnen in Moulin rouge und Tabourin, Donnerwetter, das wird eine tolle Kiste werden.“

Es wird wohl nichts mit der Kiste werden, weil zuviel von den Hauptteilnehmern, die damals mit mir zusammensaßen und schwärmten, nicht mehr dabei sein können, all die lieben, wackeren Helden, auf die unser schönes Land so stolz sein darf.

In Luxemburg, ja da, da hatten wir noch schöne Zeit, da hatten wir noch gar nichts auszu- stehen, wir hatten Wein und Zigarren in Hülle und Fülle, da quälte uns gar nichts. Doch, meine Reitstiefel drückten mich damals: „Seldwebel,“ sagte ich, „mich drücken meine Stiefel an der großen Zehe, könnte ich nicht ein Paar Mannschafsstiefeln erhalten?“ „Jetzt noch nicht,“ sagte er damals, „aber es werden welche frei werden,“ hat er tröstend hinzugefügt.

So ausgezeichnet, so heldenhaft, so bewunderungswert wie unsere Offiziere, so auch die Mannschaften: „Mein Hauptmann ist tot und zwei Stück von unseren Leutnants,“ jammert so ein Pracht-kerl aus meiner lieben schlesischen Heimat, während ich ihm sein völlig zerschmettertes Bein in Schienen lege, das den guten Kerl in Zukunft an die Krücken bringen wird.

Dort liegt ein Sterbender mit einem Bauchschuß. Mein Krankenträger, ein gewissenhafter Mann aus Oberschlesien, der von Verwundeten zu

Verwundeten geht, sie zu laben, macht bei diesem Halt und zieht den zuerst dargereichten Becher wieder zurück. „Kriegst du schon kein Wasser, hast du Bauchschuß.“ Hat ihn doch die Instruktion gelehrt, Leuten mit Darmverletzung keinen Trunk zu geben. So traurig die Veranlassung ist, ich muß lächeln, und gebe dem armen Schlucker zu trinken, weil die Instruktion ja mit dem Tode und bei denen, die er mit seinen Armen schon umfassen hält, wohl aufhört. Er dankt mir noch mit den Augen, neigt den Kopf hintenüber und ist nicht mehr.

Eine wirkliche Herzensfreude habe ich empfunden, wie ich ihnen zusah, allen meinen lieben Landsleuten aus Schlesiens und da unten aus dem Bereich der Przemsa, wie sie jetzt ihres schweren Amtes als Krankenträger walten. Manch einer wird wohl da im Frieden ein unsanfter, wenig gehobelter Bruder gewesen sein, und heute, wie zart können diese rauhen Hände anfassen, wie rührend kann dieser einfache Mann, der beim Anblick von so viel Leid weich geworden, Trost Worte finden, die im schönsten Jargon der Lurahütte vorgebracht, mir fast noch zärtlicher erscheinen. „Hast du keine Zigarre mehr,“ sagt er zu seinem verwundeten Kameraden, „werd' ich dir geben Tee mit Kaffeegrund, wirst du haben feine Pfeife zu rauchen.“

Wie könnte ich all diese Bilder und Eindrücke, die stündlich an uns vorüberziehen, hier nur annähernd schildern. Ein Bild noch fällt mir ein. Lebendig schwebt's vor mir, als ob ich es gestern gesehen.

An einer Waldecke war's, in den Ardennen, in herrlicher Hügellandschaft, hellster Sonnenschein spielt in dem Laub der Buchenblätter. Ich war ausgeritten, um Verwundete zu suchen. Da auf einmal sehe ich unmittelbar vor mir, dort wo der Wald aufhört, etwa zwölf Mustetiere in Feuerstellung. — Und alle sind tot, alle. — Aber so natürlich ist ihre Haltung, so echt sind sie in ihrer Angriffsstellung, als ob das Ganze noch Leben atmete.

Mit Hurra waren sie hinausgestürmt aus dem dichten Wald dem Feinde entgegen. Da, der erste vorn, er liegt in die Knie gesunken, hintenüber gebeugt, das Gewehr in der Faust. Eine Kugel hat sein Herz durchbohrt. Die anderen kniend oder liegend im Anschlag, den Kolben an der Wange; man erwartet, daß sie losdrücken, aber nein, alles bleibt ruhig, alle sind tot. Ein Anblick, den auch der Roheste nicht ohne Bewegung zu schauen vermag. So gewaltig, vielleicht darf ich sagen, so monumental wirkt diese Gruppe, daß ich für den Künstler, der Heldengröße in Marmor oder Erz

verewigen wollte, keinen besseren Vorwurf wüßte, als diese Schar todesstarrer Kämpen dort draußen am Walde von D., ein Bild, das die Sonne jetzt mit ihrem warmen, strahlenden Licht überflutet, als wollte sie diese Männer, die großen Söhne ihres großen Landes, zum letzten Male segnen.

Schwere Tage liegen hinter uns, schwere Arbeit haben wir geleistet, aber wir sind frisch und wohl- auf; meine Stiefel drücken mich heut längst nicht mehr, ich trage jetzt schon lange Mannschafstiefel. Der Geldwebel hatte recht, es sind welche frei- geworden.

Es sind wirklich schon sehr viele Stiefel frei- geworden in diesem gewaltigen, großen Kriege, sehr viele.



Ein stiller Abend im Kriege

B., im November.

„Hübsch war Ihr letzter Aufsatz in der Schlesischen Zeitung," hat mir jemand gesagt, „aber Schulze-Lehmann flingt zu humoristisch und paßt nicht recht zu ernsten Stimmungsbildern." Ich bin ganz wenig eigensinnig, aber ehe ich meinen Namen ändere, ändere ich lieber den Inhalt meiner Aufsätze.

Es ist ja wieder recht laut gewesen in diesen Tagen, es bomberte, knatterte und knallte an allen Ecken, indessen mir liegt das heute nicht. Mir ist nämlich, und ich muß das schon mittheilen, mir ist nämlich heute nicht ganz gut. — Ich habe eine Magenverstimmung. — Mein Bursche meint zwar, das Richtige bei „Soetwas" wäre „ein 96er Spiritus mit etwas Wasser und gestampftem Pfeffer"; da ich aber ein gewisses Mißtrauen gegen seine Geschmacksrichtung nicht los werden kann, muß ich die kleine Unpäßlichkeit vorläufig ertragen, zumal ein Erfolg meiner eigenen Kunst als Doktor sich bei meinem gegenwärtigen Übel noch nicht be-

merkbar gemacht hat. Es ist mir heute bei dieser Magenverstimmung beim besten Willen nicht möglich, wieder von zerbrochenen Gewehrkolben, von umgeworfenen Proben oder gar von Pferdefadavern zu schreiben, die schon, wenn auch nur ganz wenig, in Säulnis übergegangen sind.

Deshalb und um mich nicht mit Schulze=Lehmann in Widerspruch zu bringen, schreibe ich heute nichts von der rauhen Seite des Krieges, sondern werde lieber von Pulswärmern, von Zwiebelsauce, von Efeu umrankten Buchen und von schlanken Birken schreiben, deren letzte goldgelbe Blätter verträumt im Herbstwind schaukeln.

Also es war an einem friedlichen Abend, wie er zu meiner heutigen Stimmung paßt. Ich lag da nicht im Straßengraben, ich lag nicht auf schmutzigem, unerfreulich duftendem Stroh, nicht auf alten häßlichen Säcken einer Scheune, nein, ich saß da auf einem schönen, mattroten Plüschsessel mit gebogenen Beinen, mit reichem Zierwerk an Sitz und Lehne im Stil Ludwigs XVI., vor mir ein behaglicher, großer Kamin, in dem Birken- und Buchenscheite knisterten. Zuerst hatte ich die Zeitung gelesen, die heute gekommen war; und wie man sie liest im Kriege! Nichts, gar nichts habe ich ausgelassen, und weiß genau, wo man in Breslau

ein gebrauchtes Piano kaufen kann, welche Köchin ihre Herrschaft wechseln will, wann und wo in meiner Vaterstadt es „Knoblauchwurst erste Sorte“ gibt. Nachdem ich diese Lektüre mit großem Behagen, insonderheit das letztgenannte Inserat wenigstens geistigerweise verdaut hatte, nahm ich nochmals meine Briefe vor. Man liest sie immer mehrere Male im Kriege, all die lieben herzlichen Briefe aus der Heimat. Indistret will ich nicht weiter sein, aber in dem einen Briefe stand: „Da liegst Du, armer Kerl, in naßkalter Nacht auf einem Steinhaufen, ach, Du armer Schlucker!“ Ich las das noch zweimal durch, drückte mich noch viel tiefer in meinen mattroten Plüschsessel und durchkostete mitten im rauhen Kriege für einige Zeit den Zustand, den man zu Hause mit mollig bezeichnet.

Es ist in der That wahr, ich hatte zu anderer Zeit auf dem Steinhaufen in naßkalter Nacht geschlafen und das einem Bekannten, vielleicht zu Unrecht, unter anderem mitgeteilt; heute jedenfalls träumte ich auf einem Plüschsessel mit gebogenen Beinen und pompejanischer Röte und fühlte keine Härte unter mir.

Noch am späten Abend brachten sie mir ein Paket vom Postauto in die Stube. Ich packte aus. So packt man sonst als ernster, gereifter Mann keine

Pakete aus, so packt man sie eben nur im Kriege aus. Und was war alles drin! Durch die Aufzählung darf ich es nicht profanieren. Unten lagen noch neben einer großen, hellglänzenden Tube von feinstem rheinischen Tafelsenf ein Paar Pulswärmer. Die Wurst zu diesem Senf habe ich glücklicherweise schon weiter oben, wenigstens geistigerweise, genossen. Jetzt speiste ich, ich hatte an diesem Abend keine Magenverstimmung, in Ermangelung einer handgreiflichen Wurst, feinsten rheinischen Tafelsenf mit dem feinsten, aber doch bekömmlichen Brote des Kommisses. Dann nahm ich die Pulswärmer aus der Schachtel, prachtvolle, dunkelbraungraue Pulswärmer mit einem Stich ins Grüne.

Es gehört vielleicht nicht hierher, aber ich hatte jetzt im ganzen vier Paar Pulswärmer. Ganz schnell schreibe ich hinzu, um nicht als Rohling gehalten zu werden: drei Paar habe ich später verschenkt. Damals jedenfalls konnte ich nicht umhin und baute alle vier Paar vor mir auf und war glücklich, sehr glücklich.

Glücklich nur wegen der Pulswärmer, glücklicher, als wenn mir jemand einen Kelim sechs zu acht, oder die ausgezeichnete Kopie eines ganz echten Teniers geschenkt haben würde. Ich habe, das weiß ich ganz genau, alle Winter gefroren,

alle Winter friere ich scheußlich, aber noch niemals hat mir jemand Pulswärmer geschenkt, niemals hat mir jemand Ohrenflappen gehäkelt; und jetzt hatte ich zwei Paar dunkle Ohrenflappen, einen hellgelben Brustflatz, einen grünlichen Kopfschützer, zwei gleichfarbige, gelbbraune Kniewärmer, zwei Paar grüne, ein Paar graue und das letztgenannte Paar dunkelbraungrauer Pulswärmer mit dem Stich ins Grüne. Wärmer für alle Körpergegenden; ja, ich glaube, daß ich nicht einmal soviel Körpergegenden habe wie Möglichkeiten, sie vor Kälteeinwirkungen zu bewahren, und ich bin glücklich darüber. Pulswärmer sind wirklich unübertrefflich, ausgezeichnet, großartig! Für höhere Kältegrade, wie wir sie jetzt bekommen, eine geradezu geniale Erfindung, viel genialer, viel wärmer als alle festen Röllchen an den sonst einwandfreien Oberhemden.

Es ist was Wunderhübsches, wieviel Wärme diese dummen Stricknadeln, in denen ich früher ganz wertlose, unangenehm billige Handelsprodukte von kleinen Kramläden sah, auf einmal in die Welt gebracht haben. Wie unendlich viel große Liebe wird da herausgeschickt mit diesen braunen und grauen Maschen, und hier draußen merken's alle, ob sie nun im Schützengraben liegen, auf Steinhaufen schlafen, oder auch mal gelegentlich

auf Plüschsesseln träumen: es ist was Wunderhübsches um die Wärme und um die Liebe!

Die Pulswärmer, ja, die wärmen schon die Pulse, und von da steigt die Wärme höher und höher und kommt zum Herzen, und so recht unsagbar mollig wird dem Herzen dabei. Und das Herz, von dem man uns früher lehrte, daß es nur „ein besserer Muskel für die Blutzirkulation“ sei, möchte manchmal beinahe auseinandergehn von der heißen Glut, die die dummen Pulswärmer von Zuhause anfachen können.

Alle haben sie ein bißchen von der Wärme abbekommen, alle hier draußen: der Soldat, der heute früh neben mir am Schalter der Feldpost seiner Frau 10 M nach Hause schickte, zeichnete recht langsam und schwerfällig mit einer Hand, die für diese Arbeit nicht recht taugt: „Mein liebes Herzel“ hin, als Überschrift für die Mitteilung der Postanweisung, die er mir zur Begutachtung vorlegt mit der Frage: „ob alles richtig geschrieben wäre?“ Sehr richtig habe ich es gefunden, ebenso wie ich es sehr richtig finde, daß sie alle zusammen hier im Felde mehr Verständnis für die Liebe und für das Drum und Dran der Liebe haben und merken lassen, als im Einerlei des häuslichen Berufslebens. Der da läuft herum mit einer Pfeife und erzählt, seine

Srau zu Hause hat sie gestopft und sie ihm so hergeschickt, und pafft mir glücklich das Kraut in die Nase; und der wieder zieht zwanzigmal aus der Brieftasche die Photographie des Jüngsten, die er unlängst bekommen, zeigt sie jedem: „Und wie es dasteht!“ sagt er, und ist ganz närrisch vor Freude.

Auch denen, die fatalerweise keine solche Photographien in der Brusttasche tragen, wird manchmal ein bißel anders zumute. Sie nehmen sich dann die Pulswärmer oder Ohrenflappen von zu Hause vor und betrachten die Striderei mit viel Andacht, als ob es recht kostbare Handarbeiten aus Belgiens Hauptstadt wären. Dann träumen sie sich was bei der Glut der Buchen- und Birkenstämme im Kamin von der lieben Vaterstadt, dann wieder von den Wäldern Frankreichs, sehen die Stämme wieder lebendig oben auf der prachtvollen Höhe, die von Efeu umrankten Buchen und die weißen schlanken Stämme der Birken mit ihren goldgelben, herbstlichen Kronen, übergossen vom Licht des Morgens.

Dann wieder träumen sie was vom rauhen Kriege, der diesen Waldzauber, die Poesie des Herbstes auf einmal so rauh zerreißt. Doch ich werde ihn nicht schelten, den Krieg, diesen gewaltigen, großen Krieg, er hat seine guten Seiten; auch ich habe durch ihn gelernt. Hier will ich nichts davon

sagen, daß ich erst im Kriege gelernt habe, Feuer anzumachen, daß ich erst seitdem weiß, wie lange Kaffee ziehen muß und wie man Zwiebelsauce herstellt. Nein, ich möchte fast glauben, daß wir alle hier draußen, um von Kaffee und Zwiebelsauce ganz abzusehen, auch in seelischer Hinsicht gewonnen haben.

Der Krieg hat sie alle sicherlich ein wenig umgekrempelt hier im Felde. Da war vielleicht der eine oder andere darunter, der war von dem ewigen Telephongefingel oder Nichtanschlußkriegen oder weiß ich von was ein wenig nervös, ein wenig nörglich geworden. Ich war dabei gewesen bei Tisch, wie er gesagt hat bei der ganz ausgezeichneten Krebsuppe: „Da gehört noch etwas mehr Kümmel rein in diese Krebsuppe, etwas mehr Kümmel gehört da rein!“ Das ewige Bum-Bum der Kanonen macht, wie ich glaube, ruhiger und verscheucht die durch das weniger laute Telephongefingel früher verursachte Neurasthenie.

Sie werden sie beiseite lassen all die großen und kleinen Nörgeleien, wenn sie heimkommen. Ganz Wurst wird es ihnen sein, ob viel oder wenig Kümmel drin ist in der Krebsuppe; ja ich glaube, wenn er nach Hause kommt, wird er schon zufrieden sein, wenn selbst keine Krebschwänze drin sind in der

Krebssuppe. Und wenn's überhaupt nicht mal Krebssuppe ist, er wird verdammt glücklich sein, wenn er nur wieder zu Haus sitzen kann, auch ohne Kümmel und ohne Krebschwänze, und er wird seinem Gott von ganzem Herzen danken, wenn er wieder das blödsinnige Geflingel am Telephon hören darf, und wird gar nicht daran denken, nervös zu werden; und freuen wird er sich, wie ein Kind sich freut, wenn er das erste Mal wieder falsch verbunden sein wird zu Hause in der geliebten Heimat.

Auch all die anderen Menschen daheim, auch die, die einem nichts schiden, sind allem Anschein nach viel lieber geworden in diesem Kriege. Da habe ich Menschen gekannt: höchstens „Mahlzeit“ haben sie mir mal so gelegentlich gesagt; und jetzt schreiben sie Briefe so herzlich, mit so viel Wärme, so viel Innerlichkeit, daß man seine helle Freude daran hat, und versichern mir, daß ich schon immer all die Jahre ein netter Kerl gewesen wäre. — Und zu Hause in Friedenszeiten haben sie doch nur „Mahlzeit“ gesagt.

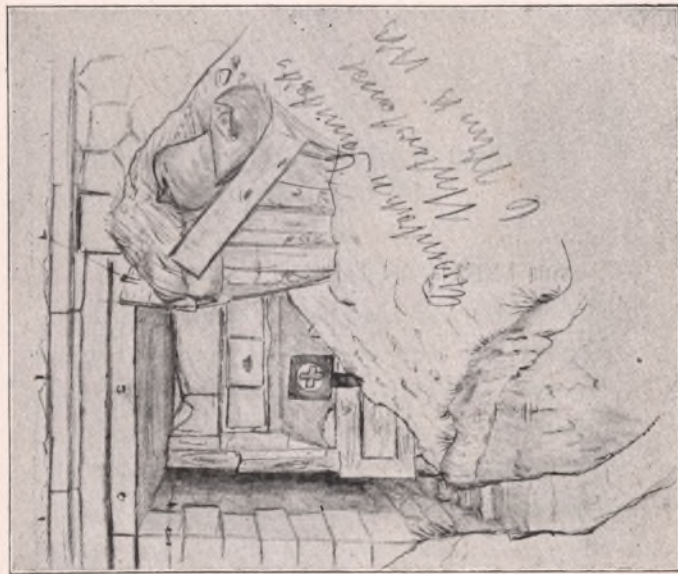
Ich kann mir nicht helfen, ich war an diesem Abend auf meinem Plüschsessel vor dem Kamin nicht auf Krieg eingestellt; und als Doktor brauche ich ja auch nicht immer kriegerisch zu sein! Ich

glaube, ich hätte „Bonsoir, messieurs“ gesagt, wenn plötzlich der Feind ins Zimmer eingedrungen wäre. Ein kleiner, etwa vierjähriger Knirps hat mich in diese Stimmung gebracht. Er war vorher hier im Dorf, in dem nur noch wenige Bewohner geblieben sind, an mich herangekommen, hat die Patzche ausgestreckt und „Chocolat“ gesagt, in der Vorstellung, daß die deutschen Soldaten nur Schokolade für artige kleine Franzosenkinder mitgebracht haben, eine irrige Ansicht, die höchstens durch die Jugend dieses Kindes gerechtfertigt und entschuldigt werden kann. Es ist tatsächlich wahr: die kleinen Franzosenkinder haben sich daran gewöhnt, Schokolade von den deutschen Kriegern zu bekommen. Es liegt etwas Deutsches drin: den Papas draußen, etwas außerhalb des Dorfes, schlagen sie zeitweilig die Schädel ein mit dem Gewehrkolben; und den Kindern im Dorfe geben sie nachher Schokolade und helfen wohl auch zeitweilig die feuchtgewordene Säuglingsbekleidung auf die Leine hängen. Das war wohl schon immer so bei den Deutschen. Diese Mischung liegt ihnen. Fast möchte ich es für wahrscheinlich halten, daß die alten Germanen zur Zeit des Tacitus schon ähnliche Züge erkennen ließen, vorausgesetzt, daß schon damals die Säuglinge unserer Feinde sich in ähnlicher Weise vergessen haben sollten.

Bum — — da kracht's wieder — Donnerwetter! Da schießen die Franzosen wieder in unser Dorf, während ich doch bestimmt annahm, daß es mit diesem Unfug seit gestern Schluß wäre. Geschmacklos vom Feinde! Wenn man schon wirklich mal trotz Magenverstimmung bei Laune ist, Feuilletons zu schreiben, da geht's wieder los mit dem stillen Bombardement des Dorfes. Dabei kann leicht die ganze, hübsche Stimmung kaputt gehen, ganz abgesehen davon, daß auch das ganze Feuilleton selbst kaputt gehen kann. Donnerwetter nochmal! Wenn jetzt die Franzosen hier ins Zimmer einbrechen würden — schießen darf ich ja als Doktor nicht ohne weiteres — aber „Bonsoir, messieurs“ werde ich vielleicht doch nicht sagen — Verdammte Bande!



Im Schützengraben.



Unterstand (nach einer Handzeichnung Dr. Bauers).

Warum das lustige Kriegsfeuilleton ungeschrieben blieb

Anfang März 1915.

„Doktor, warum schreiben Sie nicht wieder einmal eine spaßige Geschichte, man hört und liest nichts mehr von Ihnen?“ sagte irgend wer vor etwa drei Wochen zu mir, und er hatte recht. Mir waren im langen Kriege die spaßigen Geschichten ausgegangen. Gelegentlich hatte ich wohl irgend etwas geschrieben, aber wie ich es dann durchlas, da war es gar nicht spaßig ausgefallen, und ich habe es wieder beiseite gelegt; denn traurige Sachen liest man ja heute genug in der Zeitung schon über dem Strich.

So etwa zu derselben Zeit, etwa vor drei Wochen, da kam wieder einmal eine recht gute Zeit für mich; wir kamen in ein schlechterhaftes Quartier, in ein Schloß, in ein richtiges Schloß mit griechischer Göttin auf dem Treppenabsatz und mit Badeeinrichtung. Das waren hübsche Tage auf diesem Herrschaftssitz mit seiner in landschaftlicher Hinsicht einwandfreien Lage — in anderer —

wie sage ich doch — in ballistischer Hinsicht war die Lage nicht so einwandsfrei. Militärische Geheimnisse werde ich nicht verraten, so viel aber darf ich sagen: da stand eine feindliche Batterie, dort stand eine feindliche Batterie, und hier lag unser Schloß mit der in landschaftlicher Hinsicht einwandsfreien Lage. Rings um unser Quartier lag ein schöner, baumreicher Garten, der durch eine dichte Spalierhecke und niedrige Mauer seinen ruhigen Abschluß fand. Dieser ruhige Abschluß wurde ein wenig dadurch gestört, daß drei Meter von der Mauer fehlten, auch störte es den behaglichen Gesamteindruck, daß die Rasenfläche in der Mitte so ausschaute, als wenn eine größere Springbrunnenanlage geplant wäre und die Erdarbeiten schon begonnen hätten.

Es war gar keine Springbrunnenanlage geplant; die zwiefache Störung im Garten rührte von größeren Eisenteilen her, die mit blödsinniger Anfangsgeschwindigkeit hier hereingeworfen worden waren, die aber alles in allem der behaglichen Wohnlichkeit unseres Schlosses wenig Abbruch thaten. Ich selber fühlte mich, wie gesagt, in unserem feudalen Heim außerordentlich wohl und war schon wieder übermütig geworden. In solcher Stimmung faßte ich sogar eines Abends den Entschluß, die oben angeführte Badeeinrichtung zu benutzen und zu

baden. Diese Tatsache darf ich schon als etwas Wesentliches mitteilen, denn es hat Kriegswochen gegeben, wo ich derartige Entschlüsse nicht gefaßt habe. Also ich badete — Donnerwetter — war das eine Badeeinrichtung! Auf dem Toilettentisch standen etwa ein Duzend Schalen und Gläser mit allen erdenklichen Pudern und Schönheitswässern. Allein die Marke „l'Ideal Duvet“ war mit zwei Nuancen vertreten: mit „Nuance Rose“ und mit „Nuance Pale“. Heute weiß ich nicht mehr, was es war. War ich durch die ungewohnte Körperkultur oder durch die hypervornehme Aufmachung des Bades psychisch leicht benommen, jedenfalls war ich nahe daran, mich nach dem Bade der „Nuance Pale“ zu bedienen, da ich „Nuance Rose“ schon von Natur aus habe, und wenn es in diesem Augenblick nicht gerade unangenehm laut gekracht hätte als Zeichen eines Einschlägers großen Formats — ich glaube, ich hätte mich vergessen — und würde mich noch heute meiner Schwäche schämen.

Wunderschön und gemütlich waren auch die Abende, wenn sie draußen im Schützengraben abgelöst wurden, und wenn wir dann im Dorfe irgend etwas feierten. Zu den Jüngsten setzte ich mich. Von was redeten sie doch, die jungen Offiziere und Junfer, von denen manch einer gerade aus

dem Kadettenkorps kam? — Ach ja — von irgend solchem Korps war die Rede: „Es degeneriert, es verweichlicht, früher, zu meiner Zeit — achtzehn Jahre war der liebe Leutnant, der also sprach —, früher, zu meiner Zeit, war noch Geist drin im Korps, da gab es noch Tradition, da hat die Obertertia immer die Quinta verhauen, verhauen, daß die Kerle“ — und er schlug mit der Faust auf den Tisch, daß mir eine kleine Menge Bier auf die Hosen spritzte.

Genau so guter Stimmung wie ich selber waren auch unsere famosen Schlesier im Schützengraben, wie ich beobachten konnte. Es ist ja keine reine Freude, sechs Tage hindurch dieselben Fußlappen in denselben Stiefeln zu tragen, in den unteren Partien den Einwirkungen der kalten Erde und weiter oben den Zufällen eines zeitweise heißen Artillerietampfes ausgesetzt zu sein, aber die brillanten Landsleute meiner Heimatsprovinz hatten sich ja längst an diese Kriegsfatalitäten gewöhnt und ihren Humor nicht verloren.

Das war wieder eine Zeit, wo ich bei Laune war, ein lustiges Kriegsfeuilleton zu schreiben, und wie ich mich an den hochherrschaftlichen Schreibisch setzte, da kam eine Ordonnanz, redete etwas von „marschbereit“ — und wenige Stunden später waren wir ganz wo anders.

Irgendwo ist eine Ede an der westlichen Front, wo der Feind verzweifelte Anstrengungen gemacht hat, durchzubrechen. In diese Ede wurden wir geschickt. In unserem Stabsquartier, diesmal eine recht erbärmliche Spelunke, hielt der Major seinen Offizieren noch eine Ansprache und ließ sich unter anderem über die Technik der Handgranaten aus. Was brauche ich, der Doktor, zuzuhören, wenn vom Werfen mit Handgranaten die Rede ist? Mir gibt keiner eine, und ich bleibe doch nur Zuschauer, wenn's richtig losgeht. Da stand ich hinten in der Ede des Raumes und sah hinüber zu all den lieben, tapferen, kreuzbraven Menschen, die da im Kreise herumstanden — und von denen heute so viele — zu viele fehlen.

Ein junger Leutnant stand neben dem Major, und wie dieser sprach vom Sturmangriff und von der Granate, die erst geworfen wird, wenn man Aug' um Auge dem Feinde gegenübersteht, da arbeitet und zuckt es in seinen Schläfen, daß ich nicht wegsehen konnte von dieser schönen, ernsten, männlichen Stirn. —

Der Major mag vielleicht auch so etwas beobachtet haben. Er klopfte ihm am Schlusse seiner Rede auf die Wange. „Wir machen es,“ sagte er.

Das war ja selbstverständlich, daß sie es machten;

man brauchte sie ja bloß anzusehen, diese Offiziere und diese Kerle, wie sie dann losgingen in die Stellung.

Sie haben es auch gemacht. Aber aufschreien könnte man, wenn man daran zurückdenkt; zu viele sind draußen geblieben, zu viele —, und auch seine Schläfen werden nicht mehr zu den in Erwartung des nahen Kampfes, seine Pulse nicht mehr hämmern bei dem Gedanken, für das Vaterland das Leben zu lassen.

Rausmarschirt sind sie dorthin, wo ungezählte Geschütze bei ihrer furchtbaren Arbeit waren, wo ungezählte Geschosse die Erde aufreißen und den Acker pflügen, wo Staub, Erde und Rauch ein einziges gewaltiges Chaos, eine einzige undurchdringliche Wand bilden, wo es brüllt und hämmert, wo es schlägt, trommelt und donnert, als ob die Vulkane der Erde auf einmal losbrächen. Und es hämmert und schlägt und trommelt und donnert gegen die Schläfen, gegen das Hirn, daß dieses seine Hülle sprengen möchte, und es donnert und trommelt, bis das arme Menschenhirn zu denken aufhört und nur noch das Auge stumpf nach dieser Hölle starrt.

Das war kein Krieg mehr, wie ich ihn vorher gekannt, das war ein Ringen, ein Kampf um jeden

Meter dieser aufgerissenen, aufgewühlten Erde; die Handgranaten, das Bajonett und die Manneskraft mußten den Ausgang entscheiden, entscheiden mußte die wahnsinnige Wut, die jeden packt, der die Brüder neben sich fallen sieht.

Wir hatten einen tapferen Feind gegenüber, aber die Männer meines Vaterlandes sind noch besser, zäher, ihre Wut war heiliger — sie mußten die Sieger bleiben.

Ich selber war hinten, wo nur ab und zu ein schweres Ding hinflog und wo es sich immer nebenan in die Erde bohrt und nur die Feldmäuse erschreckt. Es ist gar nicht schön, Doktor sein im Kriege. Nur das Traurige, das unsagbar Traurige bleibt für ihn, das kommt zu ihm, wenn die anderen weiterlaufen mit gefällttem Bajonett — dem Siege entgegen.

Da kommt dann das große Unglück, das ganze große Unglück hinfend und humpelnd nach hinten.

Jetzt kommt schon wieder eine Trage — diesmal mit einem Toten. Ein echter großer Held ist es gewesen, der da oben liegt — unser Oberst. Noch vorher hatte er selber drei oder vier Franzosen, die ihm in seinem Unterstande ans Leben wollten, erschossen. Das kann ein preußischer Oberst, sich drei oder vier vom Leibe halten — das kann er —, was kann er aber gegen dieses

feige Eisen, das aus einem fernen Winkel heransaußt und die Besten auf den Boden zwingt?

Ein Bursche pflanzt sich vor mir auf. „Wenn der Herr Leutnant tot sind, dann sollen der Herr Oberarzt so gut sein, nicht an die Frau schreiben tun, sondern an den Herrn Schulze oder Herrn Lehmann.“ — „Wird die Hand bleiben, Herr Doktor?“ fragte wieder ein anderer. „Sagen Sie mir die Wahrheit, Herr Doktor, die ganze Wahrheit!“ Und so geht es weiter, ohne Aufhören, Stunde um Stunde.

Nur das Traurige, das ganz Traurige bleibt für den Doktor. —

Viele sind nicht zurückgekommen von all den Wärdern, die hinausmarschiert, erfüllt nur von dem einen Gedanken der Pflichterfüllung bis zum Tode. „Pflicht“ — ein schönes deutsches Wort, und sie haben ihre Pflicht getan — alle, ohne Ausnahme: den Mann von der Telegraphenabteilung haben sie gefunden, leblos, mit der Kabelrolle in den Händen, den Krankenträger mit der aufgerollten Binde in den todstarren Singern; in heiliger Pflichterfüllung sind sie hinübergeschlummert. Noch mehr wie ihre Pflicht haben sie geleistet, nachts sind sie hinübergefrohen auf dem Bauche an den feindlichen Gräben, den Strid in den Zähnen, um den toten Kameraden zu holen, ihn in warmer Erde zu betten.

Nach sechs Tagen und sechs Nächten kam eine kleine Ruhe. Ein schlesischer Musketier zeigte mir seine Füße. Sie sehen nicht manierlich aus, solche Musketierfüße, die wochenlang im Schützengraben waren, hygienisch sind sie nicht einwandfrei. An zwei Stellen an der Sohle muß ich einschneiden, und beiläufig frage ich, wie lange das schon wäre, wie lange er schon hinten? Seit vier Tagen habe er's, und auf den Zehenspitzen sei er gelaufen.

Hygienisch einwandfrei waren sie nicht, diese Musketierfüße, aber den Sturm haben sie mitgemacht, diese braven Knochen, und mitgeholfen, einen Graben zu halten. Und wenn es ihm keiner sagt, kommt dann er nach dem Kriege wieder nach Hause in sein kleines schlesisches Dorf und weiß gar nicht, daß auch er ein Held, ein rechter, ganzer Held gewesen ist.

Das ist mir das Liebste an dem Heldentum meiner schlesischen Landsleute. Es ist ein geräuschloses Heldentum; sie wissen's oft selber nicht, was sie geleistet, und die große Posaune mangelt ihnen, die ihre Tat in alle Welt pustet.

Es waren Tage, die jeder, der sie miterlebte, nie vergessen kann. Der Krieg muß ja einmal aufhören, und ich werde, wenn es voraussichtlich weiter daneben geht, wieder nach Hause kommen

und wieder die Ziviljacke anziehen. Die Erinnerung aber an all die Helden dieser Tage, die wird mir bleiben für alle Zeit. Bleiben wird mir die Erinnerung an ein schlesisches Regiment: es ist ohne Garnierung und Verzierung und hat keinen viel-silbigen Namen, es hat nur eine Nummer, ich aber werde seine Nummer — die Nummer 63 — nicht vergessen all mein Lebelang.

Meinem Freund, dem achtzehnjährigen Leutnant — heut liegt er in einem Lazarett —, dessen Faustschlag mir damals das Bier auf die Hosen spritzte und der draußen noch kräftigere Schläge geführt hat, ihm darf ich eins versichern: Noch sind sie wahrhaftig nicht verweichlicht, noch ist die alte Tradition drin. Noch sind es Helden, wie sie besser die Weltgeschichte nicht kennt. Und bleibt es so, dann braucht unserm Vaterlande in aller Zukunft nicht bange zu sein!

Wenn es zur Erhaltung dieser Tradition nötig sein sollte, daß die Obertertia die Quinta verhaut, dann soll sie sie verhauen, verhauen, daß die Kerle — — und selbst wenn irgendwelche Quintaner-mama irgendwelche Bedenken hegen sollte.



In Feindesland.

Voilà les Bombes!

„Voilà les Bombes!“ schreit die kleine Paulette, eine kleine, etwa dreijährige Französin, und wird rot im Gesicht vor Vergnügen über die weißen Wölkchen, die plötzlich hoch oben am blauen Himmel über dem Dorfe sichtbar werden. „Voilà les Bombes“ ruft sie mit leuchtenden Augen und zeigt hinauf nach den großen, weißen Kugeln, die erst wie riesige Schneeballen erscheinen, später je nach Windlage wie ungeheure Lämmer oder Badewannen ausschauen, um dann wie die Wolken in einer gut inszenierten Walfürenaufführung wieder zu verschwinden. Sie kennt es schon, das Schauspiel, das sich immer wiederholt, wenn ein französisches Flugzeug über dem Dorfe schwebt.

Weil man das auf unserer Seite nicht haben will und die Abneigung gegen diese eleganten Segler nicht unterdrücken kann, schießt man jedesmal eine Menge von Schrapnells nach ihnen. Das tut man wohl auch schon deshalb, weil man sich ärgert, daß diese Vögel gelegentlich im Fluge etwas fallen lassen, was oft mehr Schaden anrichten kann als

das, was ihre Eier legende Konkurrenz gelegentlich im Gluge fallen läßt.

Die kleine dreijährige Paulette findet Schrapnellexplosionen anscheinend sehr hübsch und spaßig. Ich persönlich befinde mich hier im Widerspruch mit Paulette, ich kann an Schrapnells und Granaten, besonders an den platzenden, nichts Erfreuliches finden; ich habe zu viele traurige Erinnerungen daran. Trotzdem will ich im folgenden von diesen massiven Kampfmitteln unseres Krieges reden, soweit sie mir für ein mehr friedlich gedachtes Feuilletton geeignet erscheinen.

Was haben sie schon alles auf dem Gewissen, diese verfluchten Dinger mit ihrer ungewöhnlich großen Rasan, wenn ich mit dieser Bemerkung eine gewisse Wissenschaftlichkeit geschickt durchblicken lassen darf. Was haben sie schon alles in den letzten neun Monaten angerichtet, die „bombes“, die der kleinen Paulette so viel Spaß machten.

Es ist geraume Zeit her, da hatte ich in einem Dorfe Frankreichs eine alte 76jährige Frau kennen gelernt, und gerade vor dem netten Häuschen dieser sympathischen alten Dame muß so ein Ding einschlagen. Wenige Minuten nach der Katastrophe ging ich hin. Da zeigt sie mir die Beschädigung. Das sah aus in der Stube: die Fenster-

scheiben zersprungen, die Kommode mit der rotbraunen Spizendecke, das gute Sofa, alles voll von Mörtel und Glasscherben, die Tapete mit dem gefälligen Muster von verschlungenen Moosblümchen zerfeßt und abgerissen, das Glas von dem lebenswahren Familienbild zer schlagen, und schlimmer — noch viel schlimmer — die alte Pendule, die sich so gut ausnahm vor dem großen Kamin, auf der Erde — in zwanzig Stücken!

„Und was es für eine Uhr war,“ die alte Frau fuhr mit der Schürze nach den Augen, „die Stunden hat sie angezeigt, die Wochentage hat sie angezeigt,“ die alte Frau fing an laut zu weinen, „die Monate hat sie angezeigt und bei jeder Stunde ist ein Trompeter herausgekommen,“ jetzt wurde schon mir selber so ums Gemüt, „und täh täh hat er gemacht, der Trompeter, so oft er herausgekommen ist!“

Arme alte französische Frau, er wird nicht mehr herauskommen und niemals wieder wird er täh täh machen, der Trompeter!

Traurig, mit einem Groll gegen die pietätlosen Granaten, habe ich Abschied genommen von der Alten und bin wieder heim nach meiner Klausel gewandert.

So völlig fenne ich den Geschmack der Allgemeinheit nicht, aber ich fühle, daß manchem in

dieser Geschichte zu wenig Granatenwirkung sein wird, zumal, wenn man die ungewöhnlich große Rasanz derselben in Betracht zieht; ja, ich glaube zu wissen, daß manch einer zur Belebung seiner ermüdeten Nerven von einer ganzen einstürzenden Häuserfront lesen möchte, die 73 Personen, darunter viele Frauen und unmündige Kinder, unter ihren Trümmern begraben hat.

Erstens nun wäre das gleich zu viel für meine kleinen, anspruchslosen, nur gelegentlichen Schriftstellereien, zweitens habe ich das in so großem Stile selbst nicht erlebt, drittens liest und hört man jetzt des Schrecklichen genug, und endlich glaube ich, daß es auch solche geben wird, die eine Geschmacksrichtung aufweisen, die meiner eigenen nicht unähnlich ist.

Im Kriege kommt man übrigens mit dieser anderen Richtung wenig auf seine Rechnung. Es geht gar nicht ohne Bomben und Granaten, auch wenn man sie zuweilen zum persönlichen Wohlbefinden gar nicht notwendig hat.

Im wunderholden Frühling, an einem rechten wunderholden Frühlingsnachmittage, saß ich vor meinem Hause; am wolkenlosen blauen Himmel zogen die Schwalben, und es lag wie Weihe über dem stillen Dorf.

Viel landschaftliche Schönheit liegt ringsherum, und manch intimes feines Bildchen ist auch im Dorf selbst zu schauen. Nur einen Fehler hat das Dorf: wenig Duzend Meter davor liegt der Schützengraben — und das stört.

Der Feind nämlich hat seit Wochen ein gesteigertes Interesse daran, das freundliche Dorf zu bombardieren, und es sind wenig Häuser und Mauern vorhanden, die keinen Treffer aufweisen.

Dort saß ich und genoß die Frühlingstimmung. Nicht weit davon saß eine Gruppe von Frauen und Mädchen bei ihren Handarbeiten, gleichfalls wie ich auf der Straße. Es gibt nur Frauen und Kinder im Dorf, die Männer hat man wegen der bedenklichen Nähe des Schützengrabens in andere Orte gebracht. Da saust auf einmal ohne jede Vorbereitung so ein bekannter quietschender Schlitten durch die Luft, rechts fährt er jetzt herunter, schon tracht es. Ich hebe wenig, wirklich ganz wenig die Muskulatur, mit der man sitzt, und schnuppere — ich will völlig bei der Wahrheit bleiben in meiner Geschichte — und schnuppere ein wenig, wirklich nur ganz wenig nach rechts.

Donnerwetter, drüben die Frauen bleiben sitzen. Muß ich auch sitzen bleiben, ich als Mann, steht doch schon im kleinen Ostermann, in jeder Lesebibel, daß

der Mann tapferer ist als die Frau! Die etwa 19jährige Ferdinande, die mit dem Strickstrumpf dasaß, deutet mit der Nadel nach rechts und sagt: „l'autre route“. Es war, wie ich später feststellte, auf der Parallelstraße des Dorfes in einen leeren Schuppen gegangen, was aber kümmert das die Frauen auf unserer Straße.

Hier muß ich schon wieder unterbrechen, ich will mir keinen patriotischen Verweis zuziehen und gebe zu: alles ist faul in Frankreich, oberfaul. Die Türflinten sind schlecht, die Fensterläden schließen nicht, die Plumeaus sind zu kurz, die Tagespresse und das Bier taugt gar nichts in Frankreich, die weißen Gardinen und die Minister mögen auch nicht immer einwandfrei sein, alles zugegeben, die Frauen aber dieses Dorfes, dieses einen Dorfes, die haben Courage. Sie haben sich in den letzten Monaten an Granaten und Schrapnells gewöhnt. Also, um bei der Sache zu bleiben, sie blieben sitzen, ich blieb sitzen, alles blieb sitzen.

Kaschelt schon wieder eins herunter; ich habe Gehör dafür, es ist etwas näher gekommen, mehr links vom ersten Treffer ist es eingeschlagen. Und ich, ich schlage ein Bein über das andere, erhebe die obengenannte Muskulatur gar nicht mehr, deute mit dem Daumen nach rechts und sage nun meiner-

seits mit dem gelangweiltesten Gesichtsausdruck, den ich aufsetzen kann, herüber zu den Frauen: „l'autre route“.

„L'autre route“ habe ich an diesem Tage zu meinem Spruche gemacht, und noch oft habe ich es sagen können, denn noch 46 Stück haben sie uns an diesem schönen, sonnigen, wunderholden Frühlingsnachmittage hereingeworfen in unser stilles Dorf. Recht happig kamen sie dann, und von einigen kriegte ich die Splitter in den Hof — Verzeihung, — ich kriegte sie nicht, nur der Hof hat sie gekriegt, denn — um bis zum Ende bei der Wahrheit zu bleiben — wir sind, wie sie in geradezu aufdringlicher Weise herankamen, doch noch auf die Kellertreppe gegangen und haben dort in Ruhe die Blindgänger gezählt.

Für den Fall, daß sich irgendetwas in dieser Episode zu gefährlich beim Lesen ausnahm, was ich durchaus vermeiden wollte, möchte ich gleich beruhigend hinzufügen: Es ist in Wahrheit nicht gar so schlimm mit diesem Dorfbombardement, denn es liegt zumeist auch im Schießen Methode; man lernt das allmählich und kann sich, wenn es zu toll wird, noch rechtzeitig verkrümeln.

Es war an einem anderen Tage. Nach allgemein menschlicher und nach meiner eigenen Vor-

ausicht mußte es gleich wieder losgehen mit der Schießerei. Da ging ich also noch einmal auf die Straße, um zu sehen, ob sie leer wäre. Da geht noch die kleine, etwa zehnjährige Mireille mit dem Milchbändchen wie im schönsten Frieden die Gasse entlang. „Schnell, schnell in den Keller,“ rufe ich, „es wird gleich beginnen.“ Mireille lächelt lebenswürdig und winkt mir mit beruhigender Geste ab, so ähnlich etwa wie ein älterer Breslauer Droschkenfutscher einem zu aufdringlichen Fahrgast abwinkt, wenn der erstere schon bestellt ist, und zu mir gewendet, sagt sie: „Es hat noch Zeit.“ Richtig, erst in sieben Minuten kracht das erste Ding herunter, schlägt in ein Scheunentor neben uns und hat zwei eiserne Träger kaputt gemacht.

Es ließe sich noch mancherlei erzählen von den „bombes“, von den Schrapnells und Granaten. Hier wollte und will ich nichts von ihrer grausamen Schrecklichkeit berichten, die ich ja auch genugsam kenne, eine Kenntnis, die ich lieber für mich behalte. Hier war ich bemüht, das bißchen Freundlichere, Liebenswürdigere aus diesem ernstesten, traurigen Kriegskapitel herauszusuchen. Viel ist es nicht, und doch weiß ich noch eine Geschichte.

Diese häßlichen, fliegenden Eisen, die so unendlich viel Tränen gebracht, so viel lautes und leises

Herzeleid geschaffen, die Tausenden hier draußen und Tausenden daheim so sehr, so sehr weh getan, sie können auch Veranlassung werden zu wirklich echter Herzensfreude, so echt, so warm, so wirklich, wie man sie nur immer durchleben mag.

Da war irgendwo vor vielen Wochen eine recht wilde Artillerieschießerei, eine böse, schwere Zeit war vorausgegangen, und Tag und Nacht war keine Ruhe gewesen. Eben war wieder ein waderer braver Soldat gestürzt, beide Beine waren schwer von einer Granate verletzt worden. Da läuft mein Freund, der Doktor ist, eilig hinzu, ihm beizustehen. Die Franzosen müssen es wieder einmal sehr eilig gehabt haben, denn schon saust die nächste herunter und schlägt unmittelbar, ganz unmittelbar neben meinem Freunde ein, aber diese war eine liebe, gute, uranständige Granate gewesen, denn sie sauste direkt blindlings in einen lieben, guten, uranständigen Misthaufen, neben dem sich mein Freund im Augenblick befand.

Es mag ja einige hübsche, glänzende Mistkäfer ereilt haben und manch einer dieser Käfer mag vielleicht noch heute an seinem Nervenschock laborieren, mein Freund jedenfalls, der Doktor, wurde nur von Mist und Dreck überschüttet, über und über, und nur sein linkes Auge kriegte ein bißchen was ab.

Nebenbei gesagt, gerade für Mistkäfer habe ich früher eine Schwäche gehabt, und als Junge habe ich eine ganze Schachtel davon besessen. Das gehört aber nicht hierher und braucht in einer besseren Zeitung gar keine Erwähnung zu finden; hier habe ich nur zu berichten, daß mein Freund seines Schadens wegen ins Lazarett mußte.

Ach, was hat er da für schöne, unvergeßliche Stunden durchlebt, mein Freund. Abends kam er an mit dem Verwundetenzuge. Gleich zwei haben ihm die Hand gegeben und geholfen beim Aussteigen, und wie behutsam sind sie mit ihm umgegangen, und abwechselnd haben sie immerfort: „Vorsichtig! Vorsichtig!“ gesagt. Dann im Lazarett ist ein guter Doktor gekommen, lange hat er mit allerhand Spiegeln das Auge untersucht und hat dann gesagt: „Das wird wieder vollständig gut werden mit dem Auge, und das Sehvermögen wird in Kürze völlig normal sein.“ Es sind doch liebe, gute Menschen, die Doktoren, die meisten Doktoren.

Dann ist eine gute Schwester gekommen und hat gute Tropfen ins Auge geträufelt; später hat er eine Grißsuppe essen müssen, und die gute Schwester hat ihm eingeredet, daß die Grißsuppe gut wäre für das Auge, und daß er noch drei Löffel nehmen müßte, und alles hat er ihr geglaubt an

diesem Abend, weil er so glücklicher, so ausgezeichnete Stimmung gewesen ist.

Dann sind sie alle noch einmal gekommen und haben Gute Nacht gesagt, was draußen, bei den Soldaten, auch nicht gewesen ist, und dann ist er ins Bett gestiegen, in ein richtiges, bombensicheres Bett, mit richtiger Matratze, mit richtigem Kopfkissen und einem richtigen, ganz weißen Bettüberzug, und keine Granate hat während der ganzen Nacht eingeschlagen, und kein Alarm ist gewesen die ganze Nacht hindurch, und wunderbar hat er geschlafen und zwischendurch sich immer und immer wieder gefreut, wie sich wohl sonst nur die Kinder freuen, und wie sich erwachsene Leute im Frieden wohl nur selten freuen können.

Für den Fall, daß es irgendwie interessiert, kann ich noch mitteilen, daß es ihm heute längst wieder ausgezeichnet geht, daß er längst wieder seinen Dienst tut, und daß er manchmal mit so etwas wie stiller Wehmut an die Stunde zurückdenkt, wo die Granate so viele Mistkäfer totgequetst hat; es war ja schade um die vielen hübschen, schillernden Käfer, aber es ist ihm so halt doch lieber gewesen, meinem Freunde, dem Doktor nämlich.

Französisch: wenig genügend.

Ganz genau weiß ich es nicht, aber es ist mir so, als ob ich „wenig genügend“ hatte im Französischen, als ich die Schule verließ, um ins Leben hinauszutreten. Man wird mir nachfühlen, wie außerordentlich peinlich mir dieses „wenig genügend“ im Französischen gewesen ist, als ich vor mehr als einem Jahre in den Krieg gegen Frankreich zog, und man wird verstehen, welche große Mühe ich mir gab, diese beflagenswerte Lücke meiner Bildung wieder wett zu machen.

Schon wenige Wochen nach Beginn unserer Märsche erschienen eine größere Reihe nützlicher Hefte und Büchlein, Sprachführer und ähnliches, und sofort warf ich mich in freien Minuten auf das Studium der feindlichen Sprache. Das erste Büchlein, das ich in die Hand bekam, war ausgezeichnet, enthielt allerlei Wissenswertes, aber leider nahm ich später nicht ohne Betrübniß wahr, daß es manches enthielt, was meiner bisherigen Lebensauffassung zuwider lief: „Zeigen Sie uns den Weg,“ so konnte

ich darin lesen: „Wenn Sie uns nicht den richtigen Weg zeigen, Sie werden sein erschossen.“ So etwas wollte ich als friedlicher Doktor nun doch nicht lernen. Wie oft habe ich später in Frankreich jemanden nach dem Wege gefragt, ohne jemals das geringste Bedürfnis verspürt zu haben, diesen immerhin lieblos klingenden Zusatz zu machen: „Sie werden sein erschossen.“

Dieses Büchlein gefiel mir nicht mehr, ich nahm ein anderes zur Hand. Das war recht schön und zweckentsprechend, denn die Aussprache war gleich daneben gedruckt. Wie ich es aber mehr und mehr durchstudierte, mußte ich wieder die peinliche Wahrnehmung machen, daß es auch nicht das richtige für mich wahr und daß es sich an manchen Stellen mit meinen früheren Anschauungen nicht völlig deckte. Dafür ein Beispiel: „Sie müssen uns Wohnung, Feuer und Licht liefern.“ Daneben die Aussprache: „Wuh nuh donneh lö loschemang, lö feu eh la schangdäh.“ Das war in der That ungewöhnlich lehrreich; dann aber hieß es weiter: „Sie werden bezahlt.“ — „Jetzt“ — „Später“ — „Nach dem Kriege.“ „Apräh la gähr.“

Das wollte ich nun doch wieder nicht lernen, zumal ich früher gelernt hatte, daß man vorteilhaft gleich bezahlen soll, wenn man etwas bestellt.

Dieses Büchlein gefiel mir nicht mehr, und ich nahm ein anderes. Dieses Mal war es eine Lesebibel, wie sie zum Unterricht in den französischen Schulen gebraucht wird. Diese Bibel war recht gut, sie lehrte alles in Gleichnissen, und anschauliche Bilder führten dem Leser den Stoff noch lebendiger vor Augen. Aber leider, leider war es auch wieder nichts für mich: „Der kleine Johann,“ so las ich als Text unter zahlreichen Bildchen, „Der kleine Johann ist faul, Der kleine Johann ist streitsüchtig.“ — Ja so, da muß ich unterbrechen und als Erklärung voranschicken, daß ich einen recht sympathischen kleinen Freund namens Johannes besitze und daß sich in meinem Bekanntenkreise ein mir sehr viel weniger sympathischer Julius befindet. — Also da las ich: „Der kleine Johann ist gewaltdtätig, Der kleine Johann ist ein Herumtreiber, ein Tunichtgut“ und zum Schluß: „il jette de pierres.“ Und gleich darauf hieß es weiter, und alles mit Bildern, damit man sich noch mehr ärgern konnte: „Der kleine Julius ist höflich, Der kleine Julius ist sauber, Der kleine Julius ist gehorsam, er ist fleißig, er ist ordentlich, er ist sparsam“ und „il joue de bon coeur.“

Eine Wut habe ich gehabt, daß alle die Gemeinheiten dem kleinen Johann in die Schuhe geschoben werden, während dieser — ich werde nicht

beleidigend werden —, während dieser Julius als solch ein Superlativ von Musterknaben ausgebaut wird.

Das Büchlein gefiel mir nicht mehr, ich legte es beiseite. Verärgert beschloß ich, mit meinen Sprachstudien endgültig aufzuhören, zumal ich mittlerweile gewahr wurde, daß unsere Soldaten in Frankreich mit Sprachkenntnissen, die vielleicht noch unter wenig genügend zu bewerten waren, auskommen und dabei doch ihre Sache ganz ausgezeichnet gemacht haben!

In der Hoffnung, daß diese Stelle nicht von der reiferen, noch die Schule besuchenden Jugend gelesen wird, möchte ich sogar leise andeuten, daß unsere Soldaten im Verkehr mit den uniformierten Franzosen ohne jedes französische Wort, ohne das allerkleinste derartige Wörtchen durchgekommen sind, und nach meinen persönlichen Erfahrungen war „Pyערunje“ das einzige Fremdwort, das unsere Oberschlesier benötigten, um gegen einen feindlichen Graben oder gegen eine Sappe mit recht gutem Erfolge vorzugehen. Auch für das Innenleben im Dorfe bedürfen sie herzlich wenig von der gallischen Mundart. Ein Beispiel dafür: Da sitze ich vor Wochen in der oberen Stube meines Quartiers in einem Dorfe an den freundlichen Hängen der

Lorettohöhe und schreibe. Ab und zu kracht ein Artillerieschuß auf unserer oder auf der nicht befreundeten Seite, im übrigen aber ist alles ruhig.

Da auf einmal vernehme ich unten in der Küche ein Geräusch, das langsam mehr und mehr anschwillt und allmählich dem Rauschen eines Wasserfalles nicht unähnlich wird: ein Musketier Oberschlesiens und eine Frau des östlichen Frankreichs plaudern miteinander.

Nun weiß ich ganz genau, daß der in Rede stehende Musketier außer „parti“, „retour“ und „nix comprend“ kein einziges französisches Wort weiß, ebenso genau weiß ich, daß diese Frau von unserer deutschen Heimatsprache nur die Ausdrücke „Kaput“, „Brutt“, „Glesch“ und „Paß mal uff“ kennt, und trotzdem reden die beiden ohne jede Pause schon eine Viertelstunde miteinander, sogar gleichzeitig; jetzt zanken sie sich anscheinend — und der Mann Oberschlesiens redet dauernd obererschlesischdeutsch, die Frau Frankreichs dauernd lorettohöhenfranzösisch.

Die deutsch-französische Artillerieschießerei stört mich heute nicht mehr, daran habe ich mich in den letzten zwölf Monaten gewöhnen können, die deutsch-französische Plauderei macht mich auf die Dauer nervös und störte mich beim Schreiben; ich

ging herunter und schlug einen längeren Waffenstillstand vor.

Durch dieses belanglose Ereignis war für mich der genügende Beweis erbracht, mit welchen geringen gegenseitigen Sprachkenntnissen, mit welchem minimalem Wortschatz der anderen Sprache zwei Vertreter verschiedener Völker eine sehr lange, sehr laute und scheinbar sogar sehr anregende Unterhaltung führen können. Anschließend an diese Bemerkung sei es mir gestattet, auf den übrigen im Kriege gehörten Wortschatz der Soldaten und der Bevölkerung Frankreichs einzugehen, natürlich nur soweit, wie mir die Abfassung einer philologischen Abhandlung bei meinem früheren „wenig genügend“ und bei meinen im Kriege mehr und mehr kaput gegangenem Geistesgaben möglich ist.

„Kaput“, das ist das Wort *primae ordinis* des Weltkrieges. „Kaput“ ist alles im Kriege, abgesehen davon, daß auch wirklich vieles dabei kaput geht. Mit „kaput“ vermag Freund und Feind nahezu alles auszudrücken. Schon auf dem Vormarsch riefen es uns die Kinder entgegen: „Berlin kaput!“ „Berlin nix kaput, Paris kaput!“ haben lachend unsere Soldaten erwidert.

„Was ist Charcuterie?“ fragt ein kriegsfreiwilliger Musketier mit Bildungsbedürfnis, der

zu Hause sicherlich Seminarist gewesen ist, und deutet auf ein Schild über einem Laden. „Charcuterie ist — Schwein kaput“ antwortet lächelnd das französische junge Mädchen, und nun weiß er, was Charcuterie ist.

„Hof' kaput“ sagt unser Mustetier zu seiner Quartierwirtin, wenn er etwas ausgebessert haben will, und „kaput“ sagt er auch, wenn einer von der Korporalschaft nicht wieder heim kommt aus der Stellung ins alte Quartier: „Kamerad kaput, Kamerad parti!“ sagt er zu der fragenden Wirtin, und er zeigt hinauf zum Himmel, wohin der gute Kamerad wohl sicherlich auch gekommen ist für alle seine Bravheit hier unten auf Erden.

Wenn ich mit dem Sprachschatz des Kriegers fortfahren darf, dann muß ich jetzt einen Satz folgen lassen, den wir alle hier draußen in all den Monaten, in allen Schattierungen, in allen Akzenten immer wieder zu hören bekamen: „Grand malheur pour nous, pour vous, pour tout le monde“; so sagen sie alle in Dorf und Stadt, und jedesmal, wenn eine französische Alte versichert, daß sie nichts mehr von all den Nahrungsmitteln besitze: „rien du tout du tout du tout“, wird sie niemals verfehlen, ihre Beteuerung mit dem oben genannten Satz zu beschließen. Die Jugend, die das Unglück

des Krieges leichter als die großen Menschen trägt,
singt heute auf der Dorfgasse:

Grand malheur,
nix pommes de terre,
trop militaire,
c'est la guerre!

um dann anschließend, je nach wechselnder Laune
und ebenso wechselnder Gesinnung mit „Allons
enfants de la patrie“ oder mit „Deutschland über
alles“ fortzufahren.

„C'est la guerre.“ Hundert und hundertmal
haben wir alle sie gehört, diese Worte, die von den
einen mit tiefem Ernst ausgesprochen wurden, die
für die anderen zur gedankenlos wiederholten
Phrase geworden sind.

Wenn ich daneben stand neben zuenden-
denden Gliedern, neben jungen blutenden Menschenleibern,
wenn ich sterbende Augen sah und in offene Gräber
blickte, hörte ich es neben mir: „C'est la guerre!“

Ich sah brennende, qualmende Dörfer, sah Mau-
ern und Häuser stürzen, ich sah fliehendes, brüllen-
des Vieh zwischen Rauch und Flammen, ich hörte
schreiende und wimmernde Menschen und begegnete
auch denen, die stumm geworden waren über der
gewaltigen Tragik des Krieges — und wieder ver-
nahm ich dieses ewig wiederholte: „C'est la guerre.“

Eine schwere Mine schlug in unsere Stellung: Balken und Bretter sausten in die Luft. Lebendiges Leben war unter diesen Brettern gewesen, und wieder sprach es jemand in meiner Nähe: „C'est la guerre!“

Ein alter weißhaariger Werkmeister zeigt mir die halbzerschossene, halb eingefallene Fabrik, in der er 27 Jahre tätig gewesen; er führt mich durch die wüste Stätte, wo hundert von staubbedeckten, verrosteten und gebrochenen Eisenarmen in leere, tote Säle starrten. Arme, die einmal blitzblank gewesen, in rasender Eile ihre Arbeit getan; er zeigt hin auf sie und weiß nichts anderes herauszubringen als ein tonloses: „C'est la guerre!“

Vor Monaten war es. Draußen auf trostloser Landstraße traf ich eine blasse, hohlwangige Frau, eine von denen, die nicht mehr weinen können. Zwei Kinder hingen an der Schürze, und im Kinderwagen, den sie vor sich stößt, ein Säugling neben den wenigen geretteten Lumpen, die ihr noch vom Brande übriggeblieben sind. Ich sprach mit der Frau und hatte sie auf der Zunge, diese billige Phrase; und dann hab' ich ihn doch nicht sagen mögen, diesen alten, verbrauchten Spruch, weil er mir als gar zu farger Trost erschien für ein so langes, langes Leid.

So traurig zumeist die Veranlassung für diesen Satz auch sein möge, ich habe doch lächeln müssen neulich, als ein gutmütiger Oberschlesier eine Alte zu trösten sucht und ihr auf die Schulter klopfend sagt: „Madame, das ist c'est la guerre.“

Nicht viel seltener als diese Wendung haben wir eine andere im Feldzug gehört: „C'est égal“, und wohl ebenso häufig in der Verbindung: „C'est égal, c'est la guerre.“

Wenn wir keinen Löffel zur Suppe hatten, wenn wir ohne Imbiß unser Lager aufsuchen mußten, wenn man wieder hineinschlüpfen mußte in den flitschenassen Rod; wenn im Milieu des Unterstandes so mancherlei fehlte, was zu den Attributen des Kulturmenschen gehört, wenn vieles anders und nicht so wie zu Hause gewesen war, dann haben wir uns immer getröstet mit dem C'est égal, c'est la guerre, und keiner war draußen, der es im Wechseldasein des Krieges nicht lernen konnte: „C'est égal, c'est la guerre!“

Jeder sagt es, und wenn dem Mustetier Urschulif sein zweiter Stiefel im Dreck stecken geblieben ist und er sich von einem gefallenem Kameraden einen andern ausborgen muß, dann spricht er sicherlich auch: „C'est égal, c'est la guerre.“ Das sagt er auch, wenn dieser andere

Stiefel etwas zu weit geraten ist oder über den Spann ein wenig drücken sollte.

Aber auch in den größten und ernstesten Augenblicken des Krieges habe ich diese Worte sagen hören, zu Zeiten, wo es verteufelt lebhaft war rund um uns herum, wo das Herz im Brustkasten wieder einmal schneller flog, wo man es wieder einmal spürte, was für Kerle noch leben in unserem Vaterlande, wo einen ein großes, wunderbares Hochgefühl überkam, auch Deutscher zu sein!

Minuten nach einem Sturm steht ein breit-schultriger Schlesier vor mir, an drei Stellen hat die Granate in diesem starken, kraftstrotzenden Leibe gewütet. Aufgeregt spricht er vom Sturm, erzählt, wie alles gewesen, und der blutende Arm fuchtelt in der Luft, um die Lage zu erklären.

„C'est égal!“ sagt er mit lachendem Auge, wie ich ihn an seine Wunden erinnere und mit dem Verbinden beginne.

C'est égal, denn sie haben ja die Sappe genommen, der Streich ist gelungen; sie lachen, wenn sie's sagen. Egal, was nun weiter wird; égal, ob das zackige Eisen so viel oder so viel von dem jungen Leibe zerfeßt hat, égal, was noch bleibt von diesen Herkulesarmen, denn der Erfolg, der

große Erfolg ist errungen, unsere Sache ein gut Stück weitergebracht, dem Vaterland ein großer Dienst geleistet.

Seltfame Welt. Zu Hause will man, wie ich höre, die Fremdwörter abschaffen, man soll in Zukunft Kleiderablage und nicht mehr Garderobe und Schanfschranf für Büfett sagen, und hier draußen haben die Feldgrauen, die von dieser Bewegung noch nichts Genauens wissen, schon wieder ein neues Fremdwort geschaffen, und sie werden es womöglich beibehalten, dieses „c'est égal“, das wie das „sara jok“ des Türken, das „nitschewo“ des Russen berührt. Von mir aus mögen sie es beibehalten, da für mich in diesem c'est égal, wie ich es kenne und wie ich es gehört habe, mehr Philosophie, mehr letzte Weisheit enthalten ist, als in so vielen guten Abhandlungen und Kriegsaufsätzen unserer Tage.

Die Aufzählung des feldgrauen Deutsch-französisch würde nicht vollständig sein, wollte ich nicht einer Redewendung gedenken, die mir seit Kriegsbeginn in Frankreich nur zu häufig zu Ohren kam: „Donnez-moi un peu“, „Donnez-moi un peu de l'eau, donnez-moi un peu de verre — un peu de lit“, so habe ich es Duzende von Malen vernommen.

Ein ganz famoser Mensch, der Deutsche! Da hat er, wie ich in der Zeitung lese, jetzt weit über zwei Millionen Gefangene gemacht, weit mehr als 6000 Geschütze erobert, und er sagt immer noch, wenn er etwas haben will: „Donnez-moi un peu!“

Es hört sich hübsch an, wenn ein sechs Fuß hoher Riese so zu einer kleinen, zierlichen Gränzösin spricht. — Ob sie aber richtig ist, diese Redewendung, das vermag ich mit meinem früheren „wenig genügend“ natürlich nicht hinreichend zu beurteilen.



„Die Reimser Bürger, Fabrikanten usw. haben hier ihre Landhäuser gehabt. Sie werden keine Freude haben, wenn sie zurückkommen. So sehen alle die Villen aus, wohl jede hat 3 und mehr Treffer bekommen.“

(Nach einer Handzeichnung Dr. Bauers.)

„Zehn Tage Heimatsurlaub“

O., Mitte September 1915.

Nachts war ich aus der Stellung gekommen. Draußen war wieder eine so allgemeine, vornehmlich artilleristische Schießfreudigkeit gewesen, daß man heilsfroh war, noch da zu sein und in anatomischer Hinsicht ein zusammenhängendes Ganzes zu bedeuten. Am nächsten Morgen ging ich zum Barbier:

„Haarschneiden, oh, bitte sehr,“ sagte der Soldat, der seit gestern seinen Kram hier aufgeschlagen hatte. Mit liebenswürdig-graziösem Schwunge warf er mir ein weißliches Laken um die Schulter, das als Grisiermantel gedacht war: „Ja, ja,“ sagte er verbindlich lächelnd: „Ja, ja, man lebt wieder auf, wenn man wieder einmal in seinem Berufe machen kann, wo man elf Monate Schützengraben hinter sich hat.“ So sprach er und sagte es gar nicht mit der Mustetiersprache und dem Subordinationsgesicht, sondern mit dem liebenswürdigsten Grisörslächeln von der Welt, mit genau demselben Lächeln, das

zu Hause um seine Lippen spielte, wenn er dem fürnehmsten Kunden im Städtchen den Scheitel zog.

Es war wirklich so. Vorgestern stand er noch als Musketier lehm- und dreckbedeckt im Schützengraben, dieweil schwüle, schwere Artilleriestimmung über der Landschaft und stummer Ernst auf seinem Antlitz lagerte, und heute war er Grisör, Grisör mit dem charakteristisch heiteren Zug um die Mundwinkel, wieder Grisör, genau wie vor einem Jahre, wo sie sich noch ohne ö schrieben. „Ja, ja,“ wiederholt er noch einmal und flappert mit der Schere wie blödsinnig um meinen Kopf herum. Er schneidet gar nicht, wie ich bemerkte, er flappert nur, anscheinend zu seiner bloßen Belustigung und strahlt über das ganze Gesicht.

Auf einmal werde ich bei diesem blödsinnigen Geflapper und bei diesem andauernden, freundlichen Berufslächeln richtig traurig, sogar sehr traurig, ganz eigen wird es mir ums Herz. —

Ich bin kein Grisör zu Hause, aber einen Beruf habe ich auch, und ich liebe ihn genau so wie dieser Mann, der da eben ein Freudenfest auf meinem Kopfe begeht. Auf einmal sehne ich mich nach meinem schönen Beruf, nach Zivil, nach Hause. —

Merkwürdig, niemals draußen, wo es doch oft recht kribblig war, habe ich mich so heftig nach Hause

gesehnt wie hier im Grisörladen. Allerhand Trauriges fällt mir ein. An das blutig-dramatische Nachspiel von manchem Sturmangriff muß ich denken, ich sehe sie wieder, die blassen, bleichen Gesichter — die lieben Menschen, die heute längst unter kleinen Holzkreuzen ausruhen können von so viel schweren, heißen Tagen.

Das alles taucht plötzlich vor mir auf, zum Greifen nahe steht es vor mir, und — ich kann mir nicht helfen — ich sehne mich nach Hause.

Ach ja, wieder einmal nach der Heimat, nach dem schönen, lieben, guten Deutschland!

Herrgott, wieder einmal ein deutsches Mädel sprechen — wieder einmal ein Pilsner Urquell trinken — das möchte ich!

Wir kriegen ja hier draußen auch allerlei zu trinken, neuerdings sogar ein Armeemineralwasser, es ist vorzüglich, sehr beförmlich, sehr gesund — aber es ist halt eben doch kein Pilsner Urquell.

Und was das Weibliche anbelangt, man begegnet bisweilen, natürlich sehr, sehr selten, einem französischen weiblichen Wesen, das einer gewissen natürlich nur sehr geringen Anmut nicht völlig entbehrt, aber es ist eben doch — was schreibe ich — es ist halt doch — kein Pilsner Urquell.

Seit diesem Haarschneiden an jenem Morgen

drückte mich das Heimweh, es drückte und drückte, bis auch ich mein Urlaubsgesuch schrieb, das alsbald mit dem Vermerk zurückkam: „Zehn Tage befürwortet.“ Ich dampfte ab.

Unweit Gensh läuft links neben der Eisenbahn eine Chaussee. Da gingen drei Mädels mit weißen Kleidern, sie winkten herüber zu dem Zuge, in dem nur Urlauber saßen, sie winkten so lieb herüber, und da wußte ich es, ich war wieder in Deutschland, im schönen, dreimal gesegneten deutschen Vaterlande.

Von da ab gefiel mir alles, die Häuser, die Menschen, die Gärten, die Bahnsteige, die Fabrik-
schornsteine, die Stationsvorsteher, alles.

In Meß mußte ich warten. Es war Sonntag nachmittag. Gegenüber dem Bahnhof setzte ich mich in ein Restaurant. Es sah noch so aus in Deutschland wie vor einem Jahre. Neben mir saß eine Familie. Der Papa, die Mama, der kleine Sohn und das Fräulein Tochter. Der Papa und der kleine Sohn tranken zusammen ein großes Glas Bier, die Mama und das Fräulein Tochter eine Flasche mit rötlich brausendem Inhalt. Der Papa trank schneller, und immer etwas mehr wie die drei anderen Familienmitglieder, und die Mama rief zum kleinen Sohn herüber, wie er wirklich

nur einen sehr kleinen Schluck genommen hatte: „Griß, trink' nicht zu hastig.“ Zum Sohne rief sie es und den Papa hat sie gemeint, die Mama.

Das Fräulein Tochter trug ein wunderhübsches Batistkleid mit rosaviolettem Atlasragen, und auf dem rosavioletten Atlasragen waren wunderhübsche, zartblaue Spitzenblümchen aufgenäht, und hinten fand sich eine wunderhübsche, duftige, lilaviolette Atlasschleife, und nur auf der einen Stuhlhälfte hat das Fräulein Tochter gegessen wegen der Schleife. Sie freute sich inwendig, daß ich diese Schleife bemerkt hatte und daß ich, wie ich durch meinen Blick verriet, die Farbenharmonie entzückend fand.

Das alles war noch so wie früher in Deutschland. Genau so mag die Familie vor einem Jahre Sonntags nachmittags gegessen haben, nur daß damals der Papa keine Landsturmuniform trug. Er sah aber auch gut aus in Uniform, der Papa.

In Frankfurt a. M. mußte ich unterbrechen, ich nahm ein Zimmer mit Bad für 8,50 Mark. Das tat ich nicht aus Prozedentum, sondern vorzüglich deshalb, weil ich meinem Einzug in Deutschland eine feierliche, hygienische Weiße geben wollte. Mein letztes Quartier in einem zerschossenen Dorfe an der Lorettöhöhe war in vielfacher Hinsicht anders eingerichtet wie dieses Hotelluxuszimmer.

Dieses letztgenannte nämlich besaß blauseidene Tapeten, einen großen, unzerbrochenen Spiegel, ein ebenso wundervolles Mahagonibett ohne jede Maus oder sonstiges Insekt in der Matraße, einen dreiteiligen Mahagonischrank, ein Waschbecken, in dem bequem drei Korporalschaften gleichzeitig baden konnten, eine Badewanne für drei Personen, und daneben, zum Anwärmen des Srottiertuches, eine Wärmeverrichtung. Ich glaube mich zu erinnern, daß so etwas auch gefehlt hat in meinem letzten Quartier.

In den Riesen Spiegel des dreiteiligen Mahagonischrankes blickend, fiel mir auf, daß meine äußere Erscheinung zu der inneren Einrichtung des Zimmers in Disharmonie stand. Der Rock sah ein wenig mitgenommen aus und die Hose war etwas mehr wie ein wenig defekt, aber sie war gestopft. Peinlicher empfand ich es, daß diese defekten Stellen der Hose, die den bekannten feldgrauen Farbenton erkennen ließ, mit gelber Wolle gestopft waren.

Warum hat meine französische Wirtstochter das getan, warum nur hat sie gelbe Wolle genommen? Es offenbart sich eben doch: sie thut immer alle ganz freundlich, aber gelegentlich kommt doch der alte, jahrhundertalte Haß zum Durch-

bruch, und dann nehmen sie gelbe Wolle, um feldgraue deutsche Hosen zu stopfen. Hinten wollte ich nichts sagen, da mochte sie meinetwegen blaue oder grüne Wolle genommen haben, vorn aber ärgerte es mich, besonders hier in Frankfurt in diesem fürstlichen Hotelzimmer.

Nun wollte ich mich umziehen für den ersten Bummel in einer deutschen Stadt, auf den ich mich aufrichtig freute. Meine Stiefel sind etwas eng, draußen im Kriege war das kein Fehler, da rief ich ziemlich laut den Namen meines Burschen — und die Stiefel waren unten. War er einmal nicht da, entstand auch keine Schwierigkeit; meine Quartiere waren zumeist so eingerichtet, daß ich die Stiefel an jedem beliebigen Möbelstück herunterziehen konnte. Diese Möbelstücke nahmen dabei keinen Schaden durch den Sporen.

Alles war in meinem Hotelluruszimmer vorhanden, der Stiefelknecht fehlte. Prüfend betrachtete ich das Mahagonibett, den dreiteiligen Mahagonischrank. Nein, es wäre hier frivol gewesen. Endlich nach einer längeren Weile war ich so weit, daß, wenn auch nicht gleich der ganze Stiefel, so doch wenigstens der eine Absatz mit dem Sporen herunter war.

In einer Stunde, so ließ der Schuster sagen,

würde die Reparatur beendigt sein. In zweieinerhalben Stunde war sie beendet. Die Wartezeit benützte ich, ich hatte nämlich keine weiteren Stiefel bei mir und mußte ausharren, benützte ich, um zweimal hintereinander zu baden und mich zwischen durch einige Male zu waschen, einmal zur Unterhaltung, andererseits wegen der 8,50 Mark.

Endlich, endlich begann mein Bummel.

Frankfurt am Main bietet in architektonischer Hinsicht, vornehmlich wegen der vielfach dort zu treffenden — — — ja, wozu muß ich das mitteilen, das findet man ja alles in jedem Reisehandbuch besser und verständiger beschrieben; außerdem sollte es einem besseren Publikum schon hinreichend bekannt sein.

Am nächsten Tage fuhr ich die Straße Gotha—Erfurt—Weimar, bekannt durch seine Zerkelwurst, seine Blumen, seine Dichtersfürsten, nach Halle. Um nicht weitschweifig zu werden, möchte ich nur hervorheben, daß diese Straße neben einer überraschenden Fülle lieblicher Landschaftsbilder eine ebenso überraschende Fülle lieblicher, zumeist mit rotem Kreuz behafteter Damen bietet, die auf den Bahnsteigen Schleimsuppen und ähnliches an die Krieger verabfolgen. Wenngleich ich fast die ganze Reise im Speisewagen zurücklegte, habe ich mir doch

drei solcher Suppen reichen lassen, weniger um meinem Magen eine neue Anregung zu schaffen, als um meinen Augen ein leider nur zu flüchtiges Vergnügen zu bereiten. Irgendwo auf dieser Strecke hätte ich mir sogar, wenn ein bißchen länger Aufenthalt gewesen wäre, noch zwei bis drei weitere Schleimsuppen geben lassen — aber das gehört nicht hierher.

Endlich lag auch die letzte Tränkstation hinter mir und aus dem Nebel der Landschaft tauchten links die Fabrikshornsteine Mochberns auf, dann kurz darauf erschienen rechts die Friedhöfe — dann Hopf und Görde — dann das Kloster der Elisabethinerinnen, die Friedrichstraße, und dann, dann auf einmal war es da — Breslau — meine liebe alte Heimat, meine geliebte Vaterstadt!

Nachdem ich einige Tage mit meinen Verwandten und Bekannten zusammen gewesen war, schlich ich mich eines Abends heimlich in ein recht trauliches Lokal, unweit der Schweidnitzer Straße. Da geschah es denn, daß ich zum vierzehnten Male an diesem Tage gefragt wurde: „Und sagen Sie, wann denken Sie, wann wird der Krieg aus sein?“ Das fragten sie mich, warum gerade mich, der ich nicht einmal mit einem Burschen in einem höheren Stabe verwandt bin? Und es geschah

am nämlichen Abend, daß ich zum achten Male an diesem Tage gefragt wurde: „Wie stellen Sie sich zu Rumänien?“ Warum gerade mich so etwas fragen, mich, der in Politik und Gesang so wenig beschlagen ist?

Oh, was haben die Leute dann alles geredet, oh, was haben sie dann alles erzählt von der Politik Bulgariens und Rumäniens im speziellen und der Weltpolitik im allgemeinen!

Da bin ich doch wieder etwas traurig geworden, und ich verspürte so etwas wie leise Sehnsucht nach unseren lieben Musketieren draußen an der Lorettöhöhe, die, ähnlich wie ich, keinen völlig fixierten, positiven Standpunkt zur Neutralitätsfrage Bulgariens vertreten, die auch sonst nicht viel von Weltpolitik verstehen und die doch schon recht hübsch in Weltpolitik gemacht haben die letzten dreizehn Monate.



„Franz öflicher Araberhengst, von einem Kolonialoffizier flammend, den unfer Regiment bei Roffignol erbeutete, nimmt mit mir ein Hindernis bei Oppy, Sept. 15.“ A. B.

Gedichte

So heilig stille war's in dieser Nacht

So heilig stille war's in dieser Nacht,
Und ernste Weihe lagert in der Kirche,
In der auf Stroh die jungen Helden lagen,
Die heut im Kampf von ihrem Blut geopfert.

Schon lange ist die Mitternacht vorüber.
Nur selten hört man wo ein leises Wimmern.
Die Braven, die im Schlachtendonner standen,
Sie können jetzt in tiefem Schlaf vergessen
Des Kampfes wilden Lärm, der Wunden Qual!
Am Hochaltar, auf dem zwei Kerzen flammen,
Liegt still ein bleicher Mann.
Er wacht alleine unter den Gefährten.
Ich saß im Chorstuhl einsam gegenüber.
Es hat den braven Jungen schwer getroffen —
Er ist der nächste für die Totenliste.

Ich geh hinzu, will ihm paar Worte sagen
Als Wegegruß für seine lange Reise,
Da seh ich das Gesicht im Kerzenstrahl
Und seh zwei große fromme Kinderaugen.
Wie starr sind sie zum Hochaltar gerichtet,
Zum kleinen Schrein da oben und zum Bild,
Zum Bilde, das die große Kunstgeschichte
Vielleicht vergessen hat mit Namen aufzuführen.
Auch möglich, daß die hohen Kunstgelehrten
Die Schönheit dieses Schreins noch nicht entdeckt.
Ich kann nicht fortsehn von den großen Augen
Und bleibe zögernd in dem Dunkel stehen.
Darf ich es sagen, was die Augen sprachen?
Wie neue Botschaft aus der Kindheit war's.
„Da drinnen“, sagten sie, „bist du, du großer Gott,
Der mich jetzt ruft, und gerne will ich kommen,
Denn wunderherrlich muß es bei dir sein,
So wunderherrlich wie dort deine Wohnung.“
Das wußt' ich nicht mehr und war traurig drüber.
Die Welt da draußen ließ es mich vergessen,
Die fluge Welt mit ihrer letzten Weisheit,
Mit allem dem, was sie Verstand heut nennen,
Mit allen ihren feinen Klügeleien, ihrer Logik,
Mit der Kultur, die unsere Welt beglückt. —
Du fluge Welt, du hast mich arm gemacht,
Und der ist reich, der dort den Tod erwartet.

Ich bin gesund, hab' alle meine Knochen.
Doch war es mir, als ob ich ihn beneide,
Da drüben den dort mit der Leichenfarbe.
Ich wollte hingehn, meinen Trostspruch sagen,
Denn kurze Zeit nur wird dies Herz noch zußen.
Ich wollt's ihm sagen gern, für wen es war,
Für was er heut sein Heldenblut vergossen.
Die Augen aber lassen mich nicht reden,
Der braucht den Arzt nicht und braucht keinen Tröster,
Und ungesehen trat ich rasch ins Dunkel. —
Du fremde Mutter, du, du mußt nicht weinen,
In Frankreich ist dein Junge heut verstorben.

Den 63ern

Ich lieb' bei dem Manne das heiße Blut,
Wenn grimmig die Säuste sich ballen!
Ich lieb' bei dem Manne die heilige Wut,
Mit der sie den Kolben umfrallen.

Ich liebe den Mann, der den Tod nicht scheut,
Der furchtlos und ohne Bangen.
Sein Spruch: „Triffst's morgen — heute ist heut“
Und lacht, wenn's daneben gegangen.

Ich lieb' es, wenn der Sturmwind braust,
Wenn's donnert und wenn's wettet.
Ich lieb' den Mann, der mit eiserner Faust
Dem Feinde den Schädel zerschmettert!

Ihr seid solche Männer, Euch hab' ich gemeint,
Wie ich diese Zeilen geschrieben.
So viele Augen um Euch schon geweint,
So viele der Herzen Euch lieben.

Ihr seid nicht wie die, die ewig den Krieg,
Die Lage politisch durchfauen.
Ihr wißt es, nicht all das Geschwätz bringt den Sieg,
Das nicht — aber kräftiges Hauen!

Ihr fragt nicht nach, was Rumänien will?

Was Poincaré gestern gesprochen?

Ihr macht's nicht mit Worten — Ihr leistet es still,
Ihr schafft's mit dem Maß in den Knochen!

Ihr fragtet nicht nach, wer steht uns noch bei,
Von wo wird uns Hilfe noch kommen?

Pyrünje! — Vorwärts! — Ein einziger Schrei —
So habt Ihr es immer genommen.

Bei Rossignol war es. — Was damals geschah,
Wird jubelnd der Enkel noch lesen.

Der erste im Krieg, den ich bluten sah,
Ist einer der Euren gewesen!

Ich seh' sie noch alle, vergess' es nicht mehr,
Wie sie da im Graße geblieben.

Mir war es, wie Andacht rings um mich her —
Seitdem — da lernt' ich Euch lieben!

„Herr Doktor,“ sagte einer, „behalt' ich den Arm?“

„Hilf, Doktor, ich habe es eilig!“ —

Noch niemals ward mir im Herzen so warm,
Noch nie schien die Pflicht mir so heilig.

Ein Zucken der Lippen verrät nur die Qual,
Stumm wissen solch' Männer zu leiden.

Da sah ich im Leben zum erstenmal,
Wie Helden vom Dasein scheiden!

Schon dieser erste Streich, der saß
Ihr jagt't sie schon damals in Horden.
Und Eure Tat „bei Daur“ — „an der Maas“,
Längst ist sie „Geschichte“ geworden!

In dem Regimente ein einziger Geist,
Ein mächtig gewaltiges Wollen!
Wir wissen, daß Ihr's auch nochmal schmeißt,
Kommt's wieder mal anders ins Rollen! —

In aller Zukunft so siegreichem Lauf,
Daß später kein Feind uns mehr störe,
„Hurra 63!“ — Stolz bin ich darauf,
Daß ich zu ihnen gehöre! —



Eine Mageshunde.

„Volk, du bist gut“

Der saß am Pult zu Haus,
Der flidte Stiefel aus,
Der hat das Fell geklopft,
Der da hat Wurst gestopft,
Der hat Kattun verkauft,
Der sonst im Bergwerk schnauft,
Der macht in Geld!
Der hat in Blech gemacht,
Der hat oft Blech gedacht,
Weil's auch ein Dichter war.
Buntgliedrig ist die Schar
Draußen im Feld!
Dort der Rechnungsrat
Heute ein Mann der Tat —
Heut ist er Held! —

Ja, Ihr macht's alle gut,
Gebt Euer letztes Blut,
Treu bis zum Grab!

Wer marschirt dort voran?
Gestern hat dieser Mann
Noch seine Jung'n regiert,
Nepos brav memoriert.
Heute Hut ab!
Ach, wie verkannt' ich dich,
Steißtrommler nannt' ich dich.
Heut bitt' ich's ab!

Dort die von der Kanzlei,
's ist noch nicht lang vorbei,
Saß't Ihr im „Grünen Hede“,
Spracht da von Krieg und Recht
Und von der schweren Zeit,
Spracht gar so sehr geschickt,
Wie man's so tut!
Heimlich hab' ich gelacht,
Habe vielleicht gedacht,
Was Ihr doch Spießer seid.
Heut ist mir's wirklich leid.
Voll, du bist gut!

Wie sie ins Feuer gehn! —
Wie sie im Feuer stehn! —
Da ist noch Mut!
„Gebt Feuer!“ „Pang!“ Es knallt!

Tausendfach widerhallt
Heut nur ein Wort!
Daß Deutschland alles sei,
Das ist das Kampfgeschrei,
Das reißt uns fort!
Seste die Plempe raus,
Kerle haut kräftig aus —
Gebt Euer letztes Blut —
Voll, du bist gut!

Geschrieben nach einem Nachtgefecht
bei Seine am 24. September 1914

Bauers Tod

M., 29. November 1915.

Sehr verehrte gnädige Frau!

Ihren Wunsch, Näheres und Genaueres über den Gefallenen zu erfahren, kann ich sehr wohl verstehen, habe ich doch selbst einen hoffnungsvollen jüngeren Bruder, Philologen und Historiker im 5. Semester, als Kriegsfreiwilligen drüben in Rußland bei einem Patrouillenritt verloren und den untröstlichen Schmerz einer Mutter machtlos mit ansehen müssen.

Darf ich Ihnen vielleicht ganz der Reihe nach erzählen, wie sich alles ereignet hat, mit der ausdrücklichen Versicherung, nichts beschönigen oder verschweigen zu wollen?

Wir lagen in O. in Ruhe, nur ein Arzt war immer in vorderer Linie. Am 23. kam Dr. Bauer wieder an die Reihe, auf drei Tage in den Schützengraben zu gehen. Das Artilleriefeuer hatte in den letzten Tagen schon beträchtlich zugenommen, man

sprach allenthalben von einem bevorstehenden Angriff, so daß man doch mit etwas ernstern Gesichtern herumlief als gewöhnlich. Ich hatte in den letzten Tagen einige Reit- und Springaufnahmen von ihm gemacht, die ganz gut geworden waren, und ihm auf seinen Wunsch die Platten zur Verfügung gestellt. Er war ganz stolz und glücklich darüber und ließ sich von einem unserer Leute Abzüge machen. Ehe er nachmittags in die vordere Linie abrückte — zum letzten Mal voraussichtlich, denn am 1. sollte er zum Feldlazarett abkommandiert werden — besprachen wir nochmals alles Dienstliche und Persönliche, er überreichte mir noch einen besonders gut geratenen Abzug des Springbildes mit einer Widmung und wir verabschiedeten uns besonders herzlich voneinander.

Am Morgen des 25. erhielt ich von ihm einen Brief teils dienstlichen Inhalts, in dem er mir mitteilte, daß er die ganze Nacht durch viel Arbeit gehabt und schon über hundert Leute verbunden habe.

Ich selbst war in der Nacht schon nach Th. vorgegangen zum Regimentsstab, da das Dorf, in dem zahlreiche Reserven lagen, sehr heftig mit schwerer Artillerie beschossen wurde.

Am Morgen des 25. ging dann eine wüste Kanonade los. Stärkstes Trommelfeuer aller Kaliber

auf die Schützengräben, Verbindungsgräben, Reservestellungen, Artilleriestellungen ohne Unterbrechung. Mittags 12 Uhr kommt endlich ein Bote vom Bataillon mit einer Meldung. Der Regimentskommandeur liest sie leise und sagt nur laut: „Sofort ein Arzt nach vorn.“ Ich ahnte das Übrige und machte mich sofort fertig. Als ich mich mit einem Paß Verbandszeug unterm Arm vom Regimentskommandeur verabschiedete, drückte er mir nur die Hand und flüsterte mir ins Ohr: „Bauer ist tot!“

Nach einer dreiviertelstündigen Hehrajagd von Granatloch zu Granatloch, denn Gräben gab's kaum noch, kam ich vorn an und sah ihn an der Einmündung des Eisernen-Kreuz-Weges in unsere Stellung völlig verschüttet liegen, Schulter und Rücken waren sichtbar. Von den Offizieren (Leutnant Maßki) die mit ihm zusammen in unserm Unterstand gewohnt hatten, erfuhr ich folgendes:

Dr. B. war, wie immer, wenn er eine befriedigende Tätigkeit hatte, guter Dinge; am Tage vorher war er noch mit dem Major Pulst überall in den vorderen Gräben mit herumgelaufen. Man hatte gerade gefrühstückt. Da stand er auf und sagte, er wolle noch mal sehen, ob drüben im Verbandsraum alles in Ordnung sei und verließ den Wohnunterstand. Es war kurz vor 10 Uhr morgens am

25. Es wurde viel mit Minen in die Gegend geschossen. Nach einiger Zeit kam ein Unteroffizier der 2. Kompagnie herunter und fragte: „Ist Dr. Bauer hier?“ „Nein, der muß drüben im Sanitätsunterstand sein.“

„Da ist er nicht, da wird er also doch mit verschüttet sein von der Mine.“

Man ging hinauf und fand folgendes:

B. hatte vor kurzer Zeit den Sanitätsunterstand verlassen und war ein paar Schritte nach links bis zur Einmündung des Eisernen-Kreuz-Weges gegangen, von wo man einen guten Überblick nach hinten auf das stark beschossene Dorf Th. hat. Da hörte man wieder den dumpfen Minenabschuß und sah, daß die Mine gerade auf die Stelle zu geflogen kam, an der Dr. B. und zwei Leute der 2. Kompagnie standen. Alle drei traten eiligst in einen dort an der Einmündung des Eisernen-Kreuz-Weges befindlichen Schrapnellsicheren, leicht gedeckten Unterstand. Die Mine schlug direkt an seinem Rande ein, zertrümmerte ihn völlig. Alle drei wurden verschüttet und durch den enormen Schlag der Mine sofort getötet.

So fand ich sie, als ich drei Stunden später dort ankam. B. lag zuvorderst, die anderen beiden hinter ihm; er war tot. Nach einer halben Stunde

kam der erste französische Angriff, fünf weitere folgten ihm in den nächsten vier Tagen. Erst am dritten Tage gelang es mir mit Hilfe der Krankenträger und einzelner Leute der Kompagnien, ihn völlig frei zu bekommen. Die Bohlen, mit denen Wände und Decke versteift waren, lagen in wirrem Durcheinander über den Dreien, und es wurde immer weiter mit Minen dorthin geschossen, so daß die Arbeit nur ganz schrittweise vor sich ging.

Ich nahm ihm alle Brieffachen und sonstige Gegenstände (Uhr usw.) aus den Taschen und ließ ihn durch die Krankenträger und Leute unseres Regiments mit nach hinten tragen. Er ist dann in O. sofort eingesargt worden. Wir selbst wurden in der Nacht zum 29. abgelöst, kamen morgens in O. an. Mittags 12 Uhr fand dann das feierliche Begräbnis der gefallenen Offiziere im Parkfriedhof von O. statt, eine unvergeßliche ernste Trauerfeier im Kreise des gesamten Offizierkorps und Abordnungen sämtlicher Kompagnien. Beide Divisionspfarrer sprachen und segneten die offenen Gräber. Unsere Krankenträger haben das Grab sehr nett ausgeschmückt, und der Krankenträger, Reservist Krautwald 2/63 — Tischler von Beruf — hat ein sehr schönes Kreuz gezimmert, das wir mit entsprechender Aufschrift einige Tage später auf-

gestellt haben. Ich kann nur sagen: das fertige Grab in dem idyllischen Parkfriedhof von O. machte einen außerordentlich würdevollen Eindruck.

Gnädige Frau fragen, ob er wohl noch hätte gerettet werden können, wenn er sofort ausgegraben worden wäre. Nein, ich halte das für ganz ausgeschlossen. Der Schlag der direkt neben ihm explodierten Mine war zu heftig, so daß alle drei sofort tot gewesen sind. Er hat dabei keinerlei äußere Wunden gehabt.

Auf Wunsch des Herrn Stabsarzts Dr. Sauer, mit dem ich vorgestern in P. gesprochen habe, teile ich Ihnen noch den Namen seines Burschen mit, der in rührender Weise immer für ihn gesorgt hat, auch nach seinem Tode für seine Sachen: Musketier Barsch 2/63. Ich selbst habe von seinem Grab und dem Parkfriedhof Aufnahmen gemacht und werde mir erlauben, Ihnen Abzüge zu übersenden, sobald ich sie von meinem Photographen erhalten habe. Ich werde sein Andenken immer hoch in Ehren halten. Zu jeder weiteren Auskunft stehe ich immer gern zur Verfügung.

In vorzüglicher Hochachtung

Dr. Edert.





Bauers Grab.

Die Schnutenorgel

Feldzugsgeschichten
von der Warthe und Weichsel
Vom Landsturmmann Felix Janoske
4. Auflage · Preis 80 Pfennige

Der Kompagniehund

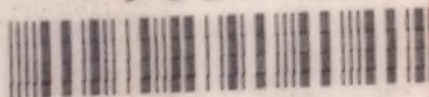
Feldzugsgeschichten
von Felix Janoske
2. Auflage · Preis 1 Mark

Paul Keller schreibt in seiner Monatsschrift „Die Bergstadt“: „Janoske ist Humorist. Das ist das größte Lob, das ich ihm ausstellen kann.“

Prof. Marcell Salzer, der Janoskesche Erzählungen mit auf sein Programm gesetzt hat: „Ein schlesischer Dichter, dessen gemüt- und humorvolle Erzählungen vielleicht zum Besten gehören, was die spärliche, wirklich wertvolle humoristische Literatur dieses grausamen Kriegsjahres gezeitigt hat.“

Wojewódzka Biblioteka
Publiczna w Opolu

7900 S



001-007900-00-0

